Var. 682 r
(2

<36630044560017
<36630044560017
Bayer. Staatsbibliothek

Var. 682^x/2

Var. 682r (2

Sammlung einiger Aufsätze

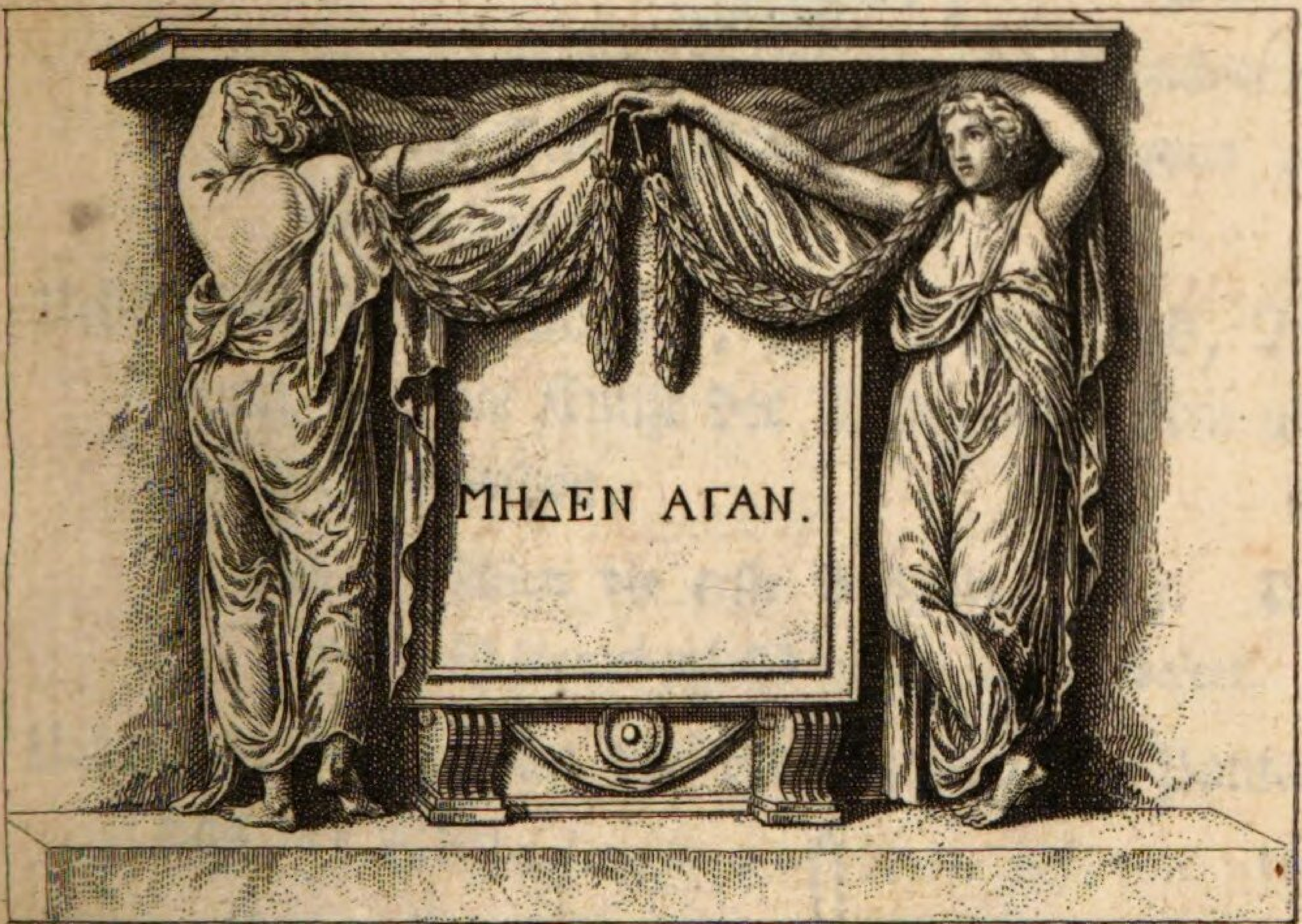
historischen, antiquarischen, mineralogischen und ähnlichen Inhalts,

von

A. F. Grafen von Veltheim,

D. d. W. W.

Erb- und Gerichts-Herrn auf Harbcke, Aderstedt, Groppendorff ꝛc. Königl. Großbritannischen und Churfürstl. Braunschweig-Lüneburg. Berghauptmanne, der Königl. Societät der Wissenschaften in London, wie auch einiger andern gelehrten Gesellschaften Mitgliede.



Zweyter Theil.

Helmstedt
bey C. G. Fleckeisen. 1800.

Hb/68/1310

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

L 55

Inhalt
des zweyten Theils.

Ueber die Reformen in der Mineralogie, nebst Anmerkungen über die ältere und neuere Benennung einiger Steinarten. Seite 1.

Diese Abhandlung, welche 1793 zu Helmstedt zuerst im Drucke erschien, ist von Grund aus umgearbeitet.

Ueber Memnons Bildsäule, Nero's Smaragd, Toreutic und die Kunst der Alten, in Stein und Glas zu schneiden. 63

Hievon erschien die erste Ausgabe 1793. Das Ganze ist hier ebenfalls völlig umgearbeitet.

Ueber den Hydrophan der Neuern und den Pantarbas der Alten. 165

In den Chemischen Annalen des Herrn Bergraths von Crell 1796. 11tes Stück wurde dieser Aufsatz zuerst eingerückt. Er ist hier unverändert geblieben.

Ueber

Ueber die Fruchtsperre im Herzogthume Magdeburg. S. 175

Es war dieser Aufsatz nicht dazu bestimmt, um jemals im Drucke zu erscheinen. Ich hatte ihn einigen guten Freunden nur in der Absicht mitgetheilt, um wo möglich wegen der Kornsperre eine den Verhältnissen des Herzogthums Magdeburg mehr angemessene Modifikation zu bewirken. Inzwischen war er hiedurch in mehrere Hände gerathen, und so erschien er endlich im Häberlinschen Staats-Archive 1796. 5tes St. Ich habe um so weniger Bedenken getragen, ihn hier mit aufzunehmen, da er doch einige Vorschläge enthält, die, meiner Ueberzeugung nach, in ähnlichen Verhältnissen wohl nicht so ganz ohne Nutzen seyn dürften.

Ueber die Onyx-Gebirge des Ctesias und den Handel der Alten nach Ost-Indien. 203

Man wird durch Vergleichung dieser Abhandlung mit der ersten Ausgabe 1797 leicht bemerken, daß sie an mehreren Stellen berichtiget worden, auch einige nicht unbeträchtliche Zusätze erhalten habe.

Von den goldgrabenden Ameisen und Greiffen der Alten, eine Vermuthung. 263

Dieser Aufsatz, welcher 1799 zuerst erschien, ist hin und wieder hier ebenfalls berichtiget.

Ueber die Reformen in der Mineralogie;

nebst

Anmerkungen

über

die ältere und neuere Benennung

einiger Steinarten.

Jeder Tadel, jeder Spott, den der Kunstrichter mit dem kritisirten Buche in der Hand gutmachen kann, ist dem Kunstrichter erlaubt. Auch kann ihm niemand vorschreiben, wie sanft oder wie hart, wie lieblich oder wie bitter, er die Ausdrücke eines solchen Tadels oder Spottes wählen soll. Er muß wissen, welche Wirkung er damit hervorbringen will, und es ist nothwendig, daß er seine Worte nach dieser Wirkung abwäge.

Lessings Ant. Br. 57. Br. S. 269.

Dem

Andenken

Bergmanns, Ferbers

und des

v. Born,

zum Beweise seiner dankbaren Hochachtung

gegen diese schon verewigten Freunde,

gewidmet

vom Verfasser.

Bayerische Staatsbibliothek München

Faciam, vt intelligatis in tota cauſa, quid res ipſa tulerit, quid error affinxerit, quid inuidia et gloria vana conflauerit. Haec pauca enumeraſſe, ad exempla ſatis fuerit.

F. Bacon of Verulam.

Es wird faſt allgemein behauptet, daß ſich Herr Werner nebſt einigen Gehülfen jetzt äußerſt bemühe, die mineralogiſche Sprache mit ſamt der Wiſſenſchaft von Grund aus umzubilden. In wiefern dieſe Herren mit allen dazu nöthigen Kenntniſſen und Kräften ausgerüſtet ſind, und ob ſie dieſe Wiſſenſchaft auch geſund und wohlbehalten wieder aufrichten werden, kann ich nicht beurtheilen. Es ſcheint indeſſen gewiß zu ſeyn, daß die Methode ſowohl, als auch die Mittel, nicht eben ſehr glücklich gewählt ſind. Folgendes mag hievon zum Beweiſe dienen.

Für

Für jeden nur etwas wohlgezogenen Mann ist es immer sehr auffallend, mit wie weniger Aufmersamkeit auf Weltkenntniß und sittliches Zartgefühl diese Herren entweder wechselseitig einer den andern, oder wohl gar sich selbst so anrühmen, und lobpreisen, und bewundern, und bekränzen. Beynahe im Tone der fliegenden Anschlagszettel: Hier ist zu haben, Dort läßt sich sehen der weltberühmte, unbegreiflich große Wundermann! Der eine erhält den Namen Kant; dieser gibt denn, wie billig, einen Newton zurück; ein dritter übernimmt den Namen eines mineralogischen Aristoteles, und ein vierter wohl gar den vom mineralogischen Herkules. So krümmen, und bücken, und neigen sich diese Herren so artig, und anhaltend, und immerwährend gegen einander, daß ihnen zwar nicht, wie es scheint, destomehr aber den Zuschauern, eine Röthe nach der andern abgejagt, sogar vom bloßen Zusehen Rückenweh verursacht wird. Dieses wechselseitige Belobungsspiel ist jedoch in der feinern Welt nie für sehr rühmlich gehalten. Oft gerathen diese Herren in ein so entzückendes Staunen, in eine so laute Bewunderung ihrer eigenen Verdienste, daß man glauben sollte, Salomonische Weisheit, Ophirische Schätze, und eine ganz neue Welt, sey mit eins von ihnen entdeckt worden. Und wenn es dann endlich zum Vorscheine kommt, was diese kreißenden Berge gebähren, so ist es gewöhnlich ein schimmernder Aerostat, der schon in den Händen seines

Schöpfers zerspringt, oder ein gar allerliebstes kleines buntes Steinchen. O! über die Freude! O! über das Meerwunder!!!

Man lese unter andern, was Herr Werner in seiner Theorie von Entstehung der Gänge, Freyberg. 1791. S. XIV. XIX. XX. sagt. Seit dem ἑυρηκα eines Archimedes, bis dahin daß Newton die Erde bey ihren Polen ergriff und sie zusammendrückte, sind wegen neuer Entdeckungen doch wohl nie ein Paar Backen so voll genommen, um das liebe Ich geltend zu machen, als hier. Ich glaubte warlich eine Vorrede zum Paläphatus zu lesen, oder aus dem Hamburger Correspondenten sey die Anpreisung vom Kaiserl. Königlichen privilegirten Tonico durch ein Versehen hier hineingerathen. Einem Franzosen ist so etwas wohl erlaubt, nicht aber einem Deutschen. Man vergleiche damit die Bescheidenheit eines Lessing. Er sagt:

> Daß ich ein ziemlich gutes Büchelchen geschrieben habe, kitzelt mich freylich, selbst von Ihnen zu vernehmen; denn wer will nicht seinem Vaterlande, wenigstens gern, keine Schande machen. — Aber nun genug mit dem Kitzeln — Lassen sie uns daher fleißig seyn, und warten. Die Ehre ist am Ziele, und von dem Ziele läuft man nicht aus.

Antiq. Br. 54. S. 238. fg.

Noch

Noch bitte ich in jener Schrift des Herrn Werner, S. XX. die Aeußerung zu bemerken, wo er beynahe deutlich sagt, vielleicht gern behaupten mögte, daß alles, was in der Mineralogie andere jemals Gedachtes und Brauchbares geschrieben oder gesagt haben, auch nur allein von ihm ausgegangen sey!!! Und dies sagt ein Lehrer, der junge Leute ausbilden soll? Gewiß nur wenig Beyspiele von einem so aufrichtigen Egoismus wird man nachweisen können. Wie, wenn nun Cronstedt, Oppeln, Pabst, Lommer, Bergmann, Ferber, Born, und so viele andere mehr, alles dasjenige vom Herrn Werner wieder zurückforderten, was er von, oder mit, oder an ihnen gelernt hat; wie würde es da um die schönsten der Federn wohl aussehen?

Wie einseitig ist nicht die Behauptung des §. 26. S. 49. Eben so gut, als Erker und Fachsen, mußten gewiß auch ein Biringoccio, Gesner, Jungius, Bunckius, Vagetius, Borrichius, Löhneisen, Barchhuysen, Orschalk, Digby, Lancelot, Lehmann, Schlüter und noch so viele andere genannt werden. Mehrere davon sind schon in Leupolds Prodromo bibl. metall. aufgeführt. Sie waren aber alle so wenig als Cramer, Sachsen. Doch hiebey hätte die Vermuthung des Herrn Werner zu sehr gelitten, daß nur ein Sachse so etwas ausführen könne.

Und, was ist es denn endlich, was Herr Werner hier so unglaublich Neues geliefert hat? Nichts weiter, als eine zum Theil schon alte Hypothese, die überdem der bekannte und so verdienstvolle Herr Herrmann schon einige Jahre vorher in seiner mineralogischen Beschreibung des Uralischen Erzgebirges umständlich vorgetragen hat; (vgl. v. Crells chem. Annalen J. 1793. B. 1. S. 251.) die aber Herr Werner jetzt kaum noch mit einem neuen, selbst verfertigten Firnisse überzieht; und wogegen sich eben so viel gegründete Zweifel angeben lassen, als gegen eine jede der bisherigen.

Es ist mir unmöglich, diese hier weitläuftig auszuführen; denn es wäre warlich Herkulische Arbeit, sich durch den, zum Glücke so einzigen Styl des Herrn Werner, nur einigermaßen durchzuarbeiten, und die vielen darin eingewickelten Widersprüche vollständig herauszuhebammen. Indessen will ich doch einige davon hier kürzlich berühren. Um aber zugleich einen auffallenden Beweis von des Herrn Werner transcendentalen und unpartheyischen Methode zu geben, wie er seine und seiner Gegner Hypothesen beweist, untersucht, und widerlegt; so will ich dessen eigene Worte, soviel möglich, hier sklavisch beybehalten. Man schlage also die neue Theorie ꝛc. S. 194. 195. auf, und vergleiche damit folgendes.

"Was soll, frage ich zuerst, diese so äußerst wirksame, diese soviel, beynahe mögte ich sagen, chemisch allvermögende

mögende Materie in der weiten Welt für eine seyn können,“ die besonders den Quarz und alle Kieselerde, außerdem aber auch Gold und Zink, Spiesglanz und Bley, Eisen und Vitriol und Arsenik und Kalk u. s. w. zu gleicher Zeit aufgelöst haben, und in sich enthalten soll, und wobey dennoch das ganze, in diesem Oceane von Menstruo befindliche regnum animale und vegetabile, nicht unwiederbringlich untergegangen wäre? Wir kennen keine Säure, auch nicht die concentrirteste, die allein alle Erden, alle Metalle, und den Schwefel auflöse. Sollten wir uns also ein gemischtes Meer von allen bekannten Säuren denken, in welchem jene Mineralien schwimmen müßten, um aufgelöst zu werden? Dann aber würde uns wieder die Erfahrung entgegen seyn, daß, wenn auch einige Körper blos von gemischten Säuren aufgelöst werden, diese alsdann andere Körper nicht aufnehmen, auf welche sie einzeln wirken. Und endlich, (die höchst seltene Flußspathsäure ausgenommen) widersteht ja die so häufige Quarz- oder Kieselerde allen Säuren, auch kann sie auf dem nassen Wege nur durch kaustisches fixes Alcali aufgelöst werden. Um also nur einen der gewöhnlichen goldhaltigen Gänge zu bilden, wo der Quarz offenbar von gleichzeitiger Formation mit den Goldtheilchen ist, müßte im sauren goldhaltigen Strome zugleich die alcalische quarzhaltige Kieselfeuchtigkeit seyn! Eben so leicht ließe sich denn auch der Werner-Nosische Neptunismus, mit jedem Vul-

canismo in einem gesunden Kopfe vereinigt denken. Wollte man aber behaupten, daß es die Flußspathsäure gewesen wäre, die ehemals alle Quarzerde aufgelöst hätte; so müßten doch jetzt wohl aller Orten, entweder Flußspathe, oder andere die Flußspathsäure enthaltende Mineralien vorhanden seyn. Jenen aber findet man verhältnißmäßig nur selten, diese nirgends. Oder ist die ungeheure Masse von Flußspathsäure etwa allein in der Natur bis auf dies Minimum wieder vernichtet? Und, o! der armen organischen Keime, die unter diesem, die Erdoberfläche umgebenden Meere von beizenden Säuren, und alles zerstörenden Seifensiederlaugen, aller Entwickelung und Daseyn auf immer entsagen mußten. Doch es sey nun einmal dies Unmögliche möglich; was sollte wohl die andere Materie für eine seyn können, die nun alles dieses durch einander, und in mehreren Gegenden nothwendig zu gleicher Zeit aus jener Materie wieder herabpräcipitirt haben muß? "Kennen wir wohl eine, geschweige denn zwey Materien in der Natur, die auch nur so etwas ähnliches vermöchten? Hat man eine dergleichen Materie irgendwo noch wirkend gefunden, und sich dadurch von ihrer Wirklichkeit überzeugt? Oder, welche sichere Erfahrung hat man, sey es auch nur eine einzige, daß solche alles zugleich auflösende, dennoch das Regnum animale verschonende, und eine andere, alles zugleich präcipitirende Materie aller chemischen Erfahrung und Theorie zum Trotze jemals existirt habe? Und, wo waren denn,

bey so einem, diese Theorie beweisen sollenden Falle, diese aufgelösten Mineralien vor dieser Auflösung gelagert?" Wo wiederum die alles präcipitirende Materie, damit sie bey der allgemeinen Auflösung allein gesichert blieb, und nur dann erst herbey eilen durfte, wenn es etwas zu präcipitiren gab? Wie kam es, daß diese so oft wiederholten Operationen, immer nur gerade über den erzführenden Gängen und Lagern zusammentrafen? Oder verbreitete sich diese Operation auch über die andere Erdoberfläche? wohin sind alsdann aber diese ungeheuren Erzrinden, gegen welche alle noch vorhandene Gänge und Erzlager ein Minimum im strengsten Verstande sind, wieder so ganz verschwunden? "Diese zu gebende Bestimmungen sind es, welche diese Theorie bewahrheiten und begründen können. So lange man diese Fragen aber nicht zum Vortheile dieser Theorie beantworten kann, und beantwortet, so lange bleibt sie völlig ohne Grund." Einer physischen Erklärung kann schlechterdings nichts mehr entgegen seyn, als eine Hypothese, bey welcher alle sicher bekannte physische Kräfte ihre gewöhnlichen Wirkungen — nicht äußern dürfen, um dagegen durchaus unbekannte Materien mit den widernatürlichsten Eigenschaften anzunehmen, von deren Daseyn wir bis jetzt nicht die mindeste Spur entdeckt haben. Cartesens Wirbel und Häkchen, Helmont's Armee von Archäen und Berggeistern, und Robinets Thierplaneten, sind dagegen nur wahre Kleinigkeiten. — (Nun S. 182.) "Es

ist

ist diese ganze geognostische Lehre von der Präcipitation ein abermaliger Beweis, wie so leicht und gern man vorgefaßte Ideen und Meinungen in Beobachtungen hineinträgt, von welchen die Beobachtungen nicht allein nichts sagen, sondern auch wohl gar das Gegentheil beweisen. Ein solches unkritisches, und den Wissenschaften höchst nachtheiliges Verfahren kommt auch noch in unsern Tagen häufig vor."— (Not. ebendas.) "Ich könnte viele Beyspiele davon anführen, will es aber jetzt bey dem einzigen, bey der sehr bekannten Lehre von der Neptunität des Basaltes bewenden lassen."

Hier frage ich jeden kaltblütigen Naturforscher, ob ich des Herrn Werner Hypothese nicht eben so gründlich widerlegt habe, als er die von seinen Gegnern nur jemals widerlegt hat.

Ich könnte leicht noch viele Zweifel mehr anführen; z. B. aus der Construction so mancher Gänge, von denen der Augenschein ergibt, daß das Nebengestein und die Gebirgsart sich zwar völlig gleich bleibe, demungeachtet aber der Gang nie zu Tage ausgesetzt habe; ferner, sehr beträchtliche Erznieren, die sich in manchen Gebirgen in sehr großer Teufe finden, und nie in Verbindung mit des Herrn Werner so allmächtigem, doch vermuthlich über der ganzen Erdoberfläche schwimmendem Menstruo, gestanden haben können; ferner, daß, aller chemischen Erfahrung zufolge, geschwefelte Niederschläge von Metallen, welche

im nassen Wege gefället sind, niemals zu Krystallen anschießen; endlich, die äußerst heterogenen Dinge, die in so manchen Gängen unmittelbar unter einander gemischt sind, und die, (weil sie in so ungeheurer Menge, und so ungeheuren Massen, wie z. B. zu Parish=Mountain, am Rammelsberge, in den Mexikanischen und Chilischen Gängen, unmittelbar mit einander vermischt und zusammengedrängt sind, auch nothwendig in dem Menstruo, vsque ad supersaturationem vorhanden seyn mußten weder zugleich aufgelößt, noch zugleich präcipitirt seyn konnten; es wäre denn, daß Herr Werner uns noch ein ganz neues übernatürliches Auflösungs= und ein eben so neues übernatürliches Präcipitationsmittel angäbe, wodurch bewiesen würde, daß alle bisher bekannte Verwandschaftstafeln der Chemie durchaus unrichtig wären, u. w. d. m.

Noch wäre ich sehr neugierig zu wissen, ob die sächsischen Bergämter und Bergbedienten von dieser neuen Theorie wirklich schon eine neue Methode abstrahirt, und mit Nutzen angewendet hätten, um reiche Geschicke, sicherer als vorhin, aufzufinden. Herr Werner behauptet ja S. XV. und XVI. ausdrücklich, daß von seiner Entdeckung die Folgen für den Bergbau von ganz außerordentlichem Nutzen seyn würden.

Bis jetzt dünkt mich, daß immer noch Maulwürfe, Aerzte und Bergleute, sehr viel ähnliches mit einander haben. Sie tappen allesamt im Finstern, und das Ende ihrer

Arbei=

Arbeiten sind Erdhaufen. Das erste gesteht Herr Werner S. XV. selbst ein; das letzte ergibt dann, leider! der Augenschein.

Ist es ferner wohl erlaubt, daß ein Lehrer der Jugend Schriften drucken lasse, die niemand ohne Augen- und Ohrenweh lesen kann, und dennoch mit seinen Schülern Sprache und Wissenschaft umwälzen, Gelehrten ihre Verdienste zuwägen, über ein unkritisches Verfahren in Wissenschaften urtheilen, und wissenschaftliche Dämme einreißen will? Sollte sich denn in der Gesellschaft dieser Herren nicht ein einziger gesetzter Mann finden, der ihnen das Mißliche einer solchen Unternehmung zu Gemüthe führen könnte: und sollte kein gutwilliger Sprachkenner in loco seyn, der ihre Schriften noch vor dem Drucke berichtigte? Man nehme nur die hier bemerkte Schrift des Herrn Werner, und seine Beschreibung des Ohainschen Mineralienkabinets auf einen Augenblick in die Hand. Da schreiben sie sogar in der Nachbarschaft eines Adelung: Metal, Zin, Bundkupfererz, sein, (seyn), Stükke, Gehilfe, Egiptisch, gedulten, volständicher, aufgestelt, stund, Ris, sol, Anschos, voriches, wenicher, Bestätichung, mißbillichen, Ametist, Beril, Agat, Analise; ja selbst auf der ersten Seite empfiehlt sich Herr Werner seinem Churfürsten, mit Meinem gnädichstem Herrn, und so wimmelt es auf allen Seiten von Sprachverirrungen, die in jüngern Jahren doch gewiß nicht

so

so geduldet wären. Aber die Achtung, die ein jeder Schriftsteller dem Publiko schuldig ist, macht es ihm durchaus zur Pflicht, daß er solche Dinge vermeide, oder —!

Ueberhaupt wäre sehr zu wünschen, daß wir, die wir im Ganzen doch nur so wenig zur Erweiterung der menschlichen Kenntnisse beytragen können, uns immer der herrlichen Lehre erinnern möchten, die uns Nathan der Weise hinterlassen hat:

— Mittelgut, wie wir,
Find't sich ja überall in Menge.
Nur muß der eine nicht den andern mäkeln:
Nur muß der Knorr den Knubben hübsch vertragen!
Nur muß ein Gipfelchen sich nicht vermessen,
Daß es allein der Erde sey entschossen.

Im Bergmännischen Journale, 1788. B. 2. S. 865. ruft Herr Werner über die Mineralogen, die da behaupten, daß Lava sich über Steinkohlen ergießen könne, ohne daß solche verbrennen, mit vieler Selbstgefälligkeit aus: "O! das sind mir philosophische Mineralogen! das sind mir gründliche Beobachter!" von Widerlegung aber findet sich weiter keine Sylbe. Ist dieses für einen Lehrer wohl eine schickliche Methode, nach Wahrheit zu forschen, auch Gründe und Gegengründe abzuwägen? und wird das Publikum nicht eben dadurch zu glauben gezwungen, daß es dem Herrn Werner in seinen

Streitigkeiten, eigentlich nur auf Rechthaberey, nicht aber auf Wahrheit ankomme?

Wollte Herr Werner indessen die Güte haben, ein großes Stück Steinkohle mit einer recht dünnflüssigen Schlacke in einem Gefäße schnell so übergießen zu lassen, daß es gegen allen Zutritt der freyen Luft durchaus verwahrt bleibe, aber hiebey auch treu und aufrichtig zu Werke gehen? Sollte jedoch dem Herrn Werner dieses Experiment zu mühsam seyn, so bitte ich nur das erste das beste chemische Compendium, art. Kohlen, aufzuschlagen. Er wird darin finden, daß Kohlen, (und die gewöhnlichen Holzkohlen sind noch leichter entzündlich als Steinkohlen) nur erglühen, nichts aber von ihren Eigenschaften verliehren, wenn ein damit angefüllter, mit einem lutirten Deckel versehener Tiegel mitten in das heftigste, anhaltendste Feuer, selbst eines Porcellanofens, gebracht wird. Dies wird nun dem Herrn Werner gewiß noch unglaublicher noch unlogischer vorkommen, als daß eine Steinkohle nicht verbrenne, die von einer musigen Schlacke überzogen wird; und dennoch ist alles dieses unendlich gewisser, chemisch richtiger, und logisch wahrer, als des Herrn Werner ganze Theorie! Noch mehr! ich bitte den Herrn Werner, sogar ein großes Stück Schwefel eben so zu behandeln, als ich es oben von einem Stücke Steinkohle gewünscht habe. Der Erfolg wird dann augenscheinlich beweisen, wie gut es sey, wenn man, außer dem Studio der äußern

oberflächlichen Kennzeichen, sich auch mit der Chemie und Physik etwas bekannt mache, und das Decorum auch da noch beobachte, wo man verschiedener Meinung ist. Ueber die Logik so mancher Mineralogen dürfte dieses Experiment dann ebenfalls einigen Aufschluß geben.

Ein durchaus gewöhnlicher Ausdruck des Herrn Werner ist: "Ich habe bewiesen," oder: "kein Mineraloge zweifelt mehr an diesem oder jenem, was ich behauptet habe;" und gewöhnlich steht dieser Ausdruck da, wo eigentlich wohl das Gegentheil stehen sollte. Ich weiß mir dieses nicht anders zu erklären, als daß es gleichfalls zu den unzähligen Mißgriffen gehöre, die dem Herrn Werner in unserer Muttersprache so geläufig sind, daß ein Antipode von uns Deutschen wohl kaum ein exotischer Deutsch schreiben könnte.

Der Ausdruck: ich habe das bewiesen, ist überdem nur in wenigen Fällen unseres menschlichen Wissens richtig angebracht. Wenn Newton, Euler, Kästner, sagen, ich habe dies und das bewiesen, dort S. 10. ist mein Beweis nachzusehen, so hat niemand etwas dagegen einzuwenden. Wenn der Theologe sagt, ich habe dies bewiesen, der Beweis davon steht Sprüchw. Salom. Cap. 27. v. 2. und 1 Cor. Cap. 13. v. 9. so ist dies schon etwas anders; denn leider glauben nur wenige daran. Wenn aber gar Herr Werner, und zwar von einer Hypothese, an welche nur seine Schüler allein zu glauben im

Stande sind, sagt: "Ich habe das bewiesen, und niemand zweifelt mehr daran," so zuckt das Publikum die Achseln, und antwortet: Ce Monsieur là ne connoit donc ce monde, que par le trou de sa serrure.

Da nun der Lehrer so handelt, ist es wohl zu verwundern, wenn seine Schüler ein gleiches versuchen? Der hohe Werth, den diese Herren auf ihre Verdienste und Urtheile so gefälligst zu setzen belieben, hat sie denn auch verleitet, über die Schriften eines Ferber, Kirwan und anderer mehr, Urtheile in die Welt zu schicken, deren Wirkung, weder in moralischer noch scientifischer Hinsicht, günstig für die leidenschaftlichen Beurtheiler ausfiel.

Der Abbe' Estner sagt in einer von seinen schätzbaren mineralogischen Schriften: "Man lächelt, wenn auch mit Unrecht, über verschiedenes, unter andern über die Kälte, das Halbharte, und das nicht sonderlich Schwere." So ganz Unrecht hat, wie mich dünkt, dieser Mann hierin wohl nicht. Statt der übrigen, will ich nur das kalte, nicht sonderlich kalte, wenig kalte, gar nicht kalte, herausnehmen, und jeden unbefangenen Naturforscher auf sein Gewissen fragen, ob er aus solchen Angaben, die offenbar nie die mindeste feste Bestimmung zulassen, die mit der Temperatur der Witterung, und des momentanen Ortes, von Augenblick zu Augenblick abwechseln, die nach Verschiedenheit der Größe und Dicke eines und desselben Fossils, und nach den so verschiedenen Temperaturen

eines und desselben, geschweige denn gar verschiedener Beobachter, sich bis ins Unendliche verändern, auch nie unter sich in gleichem Verhältnisse bleiben können, und daher schlechterdings unzuverlässig seyn müssen; ob, frage ich, ein Naturkündiger davon jemals einen reellen Gebrauch machen können, überhaupt deutlich verstehe, was damit gemeint sey. Ohnehin ist es sehr unphysicalisch gedacht, wenn man die Wärme und Kälte der Mineralien, wie sie durchs Gefühl zu bestimmen wäre, zu einem äußern Kennzeichen machen will, da hier die empfindbare Wärme mit dem so sehr verschiedenen Vermögen, Wärme zu entziehen, offenbar verwechselt wird.

Von einigen Mineralogen wird gradezu behauptet, daß diejenige Steinart, welche Herr Werner jetzt Obsidian nennt, mit derjenigen genau übereinkomme, welche schon Plinius eben so genannt habe. Hier möchte ich doch wissen, welchen Obsidian im Plinius diese Herren wohl meinen. Im Plinius werden sie finden, daß die Alten nicht nur einem künstlichen Glase, sondern außerdem noch mehr als einer Steinart, den Namen Obsidian gegeben haben. Meinen sie etwa den, welchen Obsidius zuerst in Aethopien fand? oder den andern, welcher in der Folge, blos ad similitudinem jenes Steines, auch Obsidian genannt wurde? Von diesen beyden Steinarten sagt Plinius L. 36. Sect. 67. In genere vitri et Obsidiana numerantur, ad similitudinem lapidis, quem in Aethiopia

inuenit Obſidius, nigerrimi coloris, aliquando et translucidi, craſſiore viſu, atque in ſpeculis parietum pro imagine vmbras reddente — ex quo apparet antiquior materiae origo, nunc vitri ſimilitudine interpolata. Oder meinen ſie gar die Gemmam Obſidianam, wovon Plinius L. 37 Sect. 65. ſagt: de Obſidiano lapide diximus ſuperiore libro. Inueniuntur et gemmae eodem nomine ac colore, non ſolum in Aethiopia Indiaque, ſed etiam in Samnio, vt aliqui putant, et in litoribus Hiſpanienſis Oceani. Des künſtlichen Obſidians erwähnt er endlich noch L. 36. Sect. 67. mit den Worten: Fit, et tincturae genere Obſidianum, ad eſcaria varia vaſa, et totum rubens Vitrum etc. — Bey dieſen Umſtänden dächte ich, wir berieſen uns vorerſt nicht wieder auf den Plinius. Er iſt freylich ſo keine Lectüre entre l'Opera et le Souper.

Ich habe nichts dagegen, daß man das ſchwarze Lavaglas, welches bisher auch Isländiſcher Achat hieß, Obſidian nenne. Allein dies haben ja ſchon mehrere gethan, und iſt gar keine Entdeckung des Herrn Werner. Unter andern empfehle ich folgende Abhandlungen vom Obſidian bey Gelegenheit nachzuleſen.

Memoires de l'Academie des Inſcriptions. Tom. 30. p. 457. ſeq. Des Grafen Caylus Abhandlung über den Obſidian: überſetzt von Meuſel in den Abhandlungen vom Gr. Caylus. Altenb. 1768. 4. D. Erneſti

Archaeo-

Archaeolog. pag. 88. Bergmanni Opuscula Vol. III. p. 204. Lessings Collectaneen. Th. 2. S. 205. Della Gemma Ossidiana, Ristretto di un Ragionamento di Adamo Fabroni. 8vo.

Aus diesen Abhandlungen, wovon die des Fabroni wohl die gründlichste ist, erhellet unwidersprechlich, daß schon Caylus das schwarze Lavaglas unter jenem Obsidian verstanden wissen wollte.

Warum soll also dieses nunmehr Werners Obsidian getauft werden? Dies ist mir doch zu hoch. Des Plinius Obsidian kann es nicht wohl heißen, weil bey ihm mehrere Steine diesen Namen führen. Soll es also durch einen Beynamen genauer bestimmt werden, so muß es entweder Caylus oder Bergmanns Obsidian heißen.

Vom Syenit wird gesagt, daß der Begriff desselben vom Herrn Werner erweitert sey. Und warum? ich dächte sogar, sein ursprünglicher Begriff sey vom Herrn Werner völlig verrückt. Der Syenit ist schlechterdings nichts anders, als was der Italiäner Granito rosso delle Guglie nennt. Plinius sagt L. 36. Sect. 13. und 14. Circa Syenen vero Thebaidis Syenites, quem ante pyropoecilon vocabant. Trabes ex eo fecere reges quodam certamine, obeliscos vocantes, solis numini sacratos etc. Eben diese so handgreiflichen Schaustufen vom Syenite stehen noch vor jedermanns Augen in Rom. Noch mehr;

in Pocoke's Description of the East. London 1743. fol. T. I. p. 119. et 120. weit besser aber in Norden's Voyage d' Egypte et de Nubie. Copenhag. 1755. fol. p. 93. findet sich eine sehr umständliche Beschreibung von den Steinbrüchen dieses Syenites, worin sogar ein nicht ganz vollendeter Obelisk noch jetzt zu sehen ist. Daß dieser Granit, aus welchem die Obelisken verfertigt sind, größtentheils aus röthlichem Feldspathe, wenigem Quarze, etwas Glimmer, und äußerst weniger Hornblende zusammengesetzt sey, weiß jedermann, der die Augen nicht muthwillig verschließen will; und daß eben dieser Granit Syenit heißen müsse, haben Caryophilus in seinem vortreflichen Traktate: de antiquis Marmoribus, Traj. ad Rhen. 1743. 4to p. 41; Christ in seinen Abhandlungen über Literatur und Kunstwerke des Alterthums. Leipz. 1776. S. 70; John Hill in Hist. of Fossils. London 1748. fol. p. 499.; Mendes da Costa in Hist. of Fossils. 1757. p. 276; sogar Boetius de Boot. Lugd. Bat. 1647. p. 506; und so viel andere mehr, schon längst gesagt. Mit welchem Rechte, und aus was für kritisch haltbaren Gründen, greift nunmehr Herr Werner diesen alten Namen heraus, der von den ältesten Zeiten an bis jetzt nun einmal seine feste Bestimmung hat, und legt ihm einen erweiterten Begriff unter? Dies kann zu nichts anderem dienen, als nur, um bey Anfängern Verwirrung anzurichten. Muß Herr Werner einen neuen Namen

zu einer Steinart haben, so ist dieses Verfahren sehr inconsequent. In solchen Fällen mag er einen neuen erfinden; aber er hat weder das Recht, den einmal angenommenen festen Begriff der älteren Benennungen zu verrücken, noch durch Wiedertäuferey Verwirrung zu machen.

Eben diese Steinbrüche von Syene, oder Essuaen, sind es auch, wo die so bekannten säulenförmigen Steine noch jetzt zu sehen sind, die Strabo L. 17. Amst. 1707. fol. p. 1173. beschrieben hat. Im Vorbeyfahren sah er sie für eben den schwarzen Säulenstein, oder Basalt, oder Lapis aethiopicus an, wovon er p. 1161. sagt, daß er schwarz sey, daß er aus Aethiopien komme, daß Mörser daraus verfertigt würden, und daß die eine Pyramide bis zur halben Höhe davon aufgeführt sey. Damals hatte schon Herodotus L. II. c. 134. diese Pyramide beschrieben; nachher auch Plinius H. N. L. 36. S. 17; und Diodorus L. I. c. 64. ex Edit. Wesseling. p. 74. Der untere Theil dieser Pyramide besteht nun, wie Belon in seinen Observations, Paris 1555. 4to. p. 114; auch Norden im Voyage d' Egypte, Cop. 1755. fol. T. I. p. 99. angeben, allerdings aus Basalt.

Dagegen aber sind jene säulenförmigen Steine bey Syene kein Basalt, sondern Granit, und zwar wahrer Syenit. Dies bestätigt nicht nur Pococke in seiner Descript. of the East. London 1743. fol. Vol. I. p. 119. sondern noch weit besser Norden im Voyage d' Egypte T. I.

p. 93.

p. 93. Diese Granitpfeiler sind jedoch keinesweges ein von Natur so säulenförmig gebildeter Granit. Der Augenschein ergibt es ganz unstreitig, daß sie nichts weiter, als Mahlsteine oder Merkzeichen sind, welche die Arbeiter absichtlich stehen ließen, als sie diesen Steinbruch bearbeiteten. Viele von diesen Steinen sind sogar mit Hieroglyphen bezeichnet, und die meisten ganz augenscheinlich behauen.

Es läßt sich jedoch der gute Strabo, wegen dieser mineralogischen Sünde, auch in etwas entschuldigen. Pococke versichert ausdrücklich, daß diese Steine ein ganz schwarzes Ansehen, einen völlig schwarzen Ueberzug durch die Witterung und Länge der Zeit erhalten hätten. Strabo reisete hier, seiner eigenen Angabe nach, im Wagen, und stellte, wie es auch jetzt die Gebirgesdilettanten noch wohl zu machen pflegen, seine orographischen Observationen nur im Vorüberfahren an. Hier sahe er nun diese ganz schwarzen, und zwar säulenförmigen Steine zu beyden Seiten des Weges. Er schloß also, daß es eben die ihm schon bekannte schwarze Steinart sey, woraus jene Pyramide erbauet worden, und woraus Mörser verfertigt würden; und da wollte er bey dieser Gelegenheit die mineralogischen Kenntnisse so gern auskramen, die er vom Basalte hatte.

Ganz unverzeihlich ist es indessen, daß der ehrliche Strabo orographische Beschreibungen und Abentheuer unter-

unternahm, wie auch der gelehrte D. Toup in Comm. p. 127. schon mit Recht erinnert, without a Nose, and without a Microscope!!

Wenn ich vorhin sagte, daß die schwarze Steinart an jener Pyramide Basalt sey, so ist dieses nach Belons Angabe außer Zweifel, und nach Nordens Beschreibung wird es mir sehr wahrscheinlich, daß er zu einer von den Arten gehöre, welche Ferber in s. Br. a. W. S. 272. unter nr. 2. 3. 4. beschreibt.

So bestimmt inzwischen Belons Aussage darüber lautet, so wäre es doch nicht ganz unmöglich, daß diese Steinart nur sogenannter schwarzer Granit sey, wovon Ferber S. 268. Nachricht gibt. Also entweder der eigentliche Granito nero, oder Granito ner' e bianco a macchie grandi, und woraus diejenige Bildsäule verfertigt ist, welche Norden nach S. 171. 72. 73. und Pl. CXII Lit. G. aus einigen gewiß nicht ganz unwichtigen Gründen, für die ächte Bildsäule des Memnons hält.

Die Steinart von dieser Bildsäule ist nun gewiß sogenannter schwarzer Granit. Norden sagt dies ganz bestimmt. Von jenen Steinen der Pyramide sagt er dieses aber nicht, sondern nur: Cette Pyramide est encore jusque vers le milieu faite d'une pierre plus noire que le Granite ordinaire, et pour le moins aussi dure. Je n'oserai pourtant pas assurer, que ce soit du Basalte; car elle différe de la matiere, dont est fait le beau Vase, que j'ai vû à Rome, chés le Cardinal Alexandre Albani

et

et qu'on donne pour être de Basalte. Aus diesem Umstande wird es mir höchstunwahrscheinlich, daß diese Steine schwarzer Granit sind. Denn wäre es diese Steinart, so hätte Norden es zuverlässig hier eben so bestimmt angegeben, als er es dort bey Memnons Bildsäule und noch so vielen andern Gelegenheiten angibt. Ueberdem ist ja manches wahrer Basalt, und doch nicht gerade von dem feinen Korne und Ansehen, als jenes schöne Gefäß; auch ist der Basalt an der Pyramide noch in seinem rohen, natürlichen Zustande, am Gefäße dagegen sauber und fleißig bearbeitet; endlich so war diese Steinart an der Pyramide allen Einwirkungen der freyen Luft und nagenden Witterung tausende von Jahren ausgesetzt, wogegen jenes Gefäß vermuthlich eben so lange dafür beschützt blieb. Eine noch rohe Säule des Antrimer Basaltes würde, dem äußern Ansehen nach, von einem Gefäße, welches aus Stolpener Basalte verfertigt ist, gewiß recht sehr verschieden seyn, und dennoch ist beydes Basalt. Belons so bestimmte Behauptung hat also, wie mich dünkt, einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich, und keinen gegründeten Zweifel gegen sich. Er sagt nämlich S. 115: Cette troisieme Pyramide n'a non plus d'ouverture en toute la masse, que si elle venoit d'être faite: car la pierre, dont elle est faite, est d'une sorte de marbre nommé *Basalten*, autrement appellé Lapis Aethiopicus, qui est plus dure que le fin fer. Cette sorte de pierre, est celle

dont

dont pour la plus grande partie, tous les Sphinges des Egyptiens ont été mis en sculpture, tels qu'on voit à Rome au Capitole et qui ont été autrefois entaillés par les Egyptiens.

Daß die Aegyptier auch den wahren Basalt verarbeitet haben, beweiset der Augenschein. Ich bin zwar weit entfernt zu behaupten, daß alles, was von ihren Kunstprodukten für Basalt ausgegeben wird, auch wirklicher Basalt sey; denn vieles davon ist nur schwarzer Granit, oder Lapis Lydius, oder gar schwarzer Marmor, u. d. m. Allein, ich habe selbst mehrere ächtägyptische Arbeiten in öffentlichen und Privatsammlungen angetroffen, die ganz zuverlässig von eben derselben Steinart waren, die man jetzt gewöhnlich Basalt nennt. Ich kann dieses um so zuversichtlicher behaupten, da ich diese Stücke mit der größten Strenge untersucht habe. Auch könnte ich sie leicht hier nachweisen. Allein, wem es nur um Wahrheit zu thun ist, für den wäre dieses sehr überflüssig, und wer einmahl muthwillig die Augen verschließen will, für den ist auch Autopsie kein Beweis. Gelegentlich will ich doch bemerken, daß in der Nachbarschaft von Aethiopien allerdings noch jetzt vulkanische Gebirge vorhanden sind. Die Insel Gebel-Tor, unter dem 16° d. B. ist ein noch brennender Vulkan, und die Insel Gebel-Zekir unterm 14° d. B. ein erloschener Vulkan. s. Chart of the Arabian-Gulf or Read-See, by La Rochette, composed of the Memoirs of Colonel Capper,

per, London 1781. Wer nun den Basalt für ein vulkanisches Produkt hält, der könnte sich hieraus vielleicht erklären, woher die Aegyptier diese Steinart erhalten, und derselben den Namen Lapis Aethiopicus gegeben haben.

Freylich würden wir alsdann erst mit voller Evidenz bestimmen können, ob der Basalt der Alten und Neuern durchaus einerley Steinart gewesen sey, wenn wir die ächte vom Plinius beschriebene Nil-Gruppe wieder auffänden. Es erhält aber die Behauptung, daß der Basalt der Alten und der Neuern eine und dieselbe Steinart sey, gewiß einen sehr hohen Grad von Wahrscheinlichkeit durch die neue und glückliche Bemerkung des Hrn. R. Forsters, daß nämlich das Wort Basalt ägyptischen Ursprungs sey, und in dieser Sprache BAC-AΛ-TOT, sectum lapidem partitionibus, bedeute.

Wäre es nun völlig entschieden, und könnte man mit Gewißheit annehmen, daß die Steine an jener Pyramide wahrer Basalt wären, (und ich gestehe aufrichtig, daß ich keinen Augenblick daran zweifele,) so ließe sich daraus, und durch eine richtige Zusammenstellung einiger ältern Nachrichten, manches noch beweisen, wogegen wohl hin und wieder Zweifel geäußert sind. So z. B. daß der Lapis Aethiopicus, woraus die Mörser verfertiget wurden, mit dem Basalte der Alten und auch der Neuern eine und eben dieselbe Steinart gewesen sey, wie denn die natürliche Form,

die

die außerordentliche Härte, die Strabo in beyden Stellen ausdrücklich bemerkt, und die große Dichtigkeit den Basalt vor allen übrigen schwarzen, dem Eisen ähnlichen Steinarten, beynahe ausschließend zu Mörsern geschickt machte: wozu noch kommt, daß man in einigen Sammlungen wirklich noch hie und da ächt-alte Mörser antrifft, die augenscheinlich aus Basalt verfertigt sind. Aus den Spuren, an nicht völlig ausgeführten Stellen von solchen Mörsern, auch andern ägyptischen Bildsäulen von Basalt, getraue ich mir sogar die Form der Werkzeuge zu bestimmen, deren sich die Alten vorzüglich zu diesen Arbeiten bedient haben. Auch lehrt die Erfahrung, daß der Basalt um nichts schwerer zu bearbeiten sey, als der Granit. Noch würde, wenn die Steinart an jener Pyramide wirklich Basalt wäre, folgen, daß Strabo, als er vor den säulenförmigen Steinen bey Syene vorbeyfuhr, diese für durchaus schwarze Steine angesehen habe. Denn einen weißröthlichen Stein, der nur schwarz angelaufen ist, würde er doch gewiß nicht μέλανος genannt, und noch weniger gesagt haben, daß es eben derselbe schwarze Stein sey, aus welchem die Mörser verfertigt würden, und wovon, wie der Augenschein ergebe, jene Pyramide bis zur halben Höhe aufgeführt sey. Endlich aber würde noch hieraus folgen, daß Strabo, als er bey jenen Granitpfeilern zu Syene vorbeygefahren, wirklich eine Nachricht und Beschreibung vom Basalte habe geben wollen, und gegeben habe, obgleich die Steine, die er für Basalt

im

im Vorüberfahren ansahe, nicht Basalt, sondern Syenit waren. Dergleichen Gesichtstäuschungen begegnen ja den umherreisenden Gebirgsdilettanten noch wohl in unsern Tagen, besonders dann, wenn unglücklicher Weise die Loupe vergessen ist!

Ich habe vorhin die Vermuthung geäußert, daß bey den Alten **Basalt** und Lapis *Aethiopicus* eine und dieselbe Steinart gewesen sey. Dagegen glaube ich nicht, daß auch **Basanites** eine gleiche Bedeutung gehabt habe. Theils aus der Beschreibung des Ptolemäischen Stuhles, welche **Cosmas** in seiner Topographia Christiana, geliefert hat, vgl. Chishull's Antiquit. Asiat. London 1728. p. 75 theils aber aus andern Nachrichten mehr, ist mir dieses sehr unwahrscheinlich.

Mit dem Namen **Porphyr** S. 65. hat es eine gleiche Bewandniß, als mit dem, was ich wegen des **Syenites** erinnert habe; und wollte man sich die Mühe geben, die mehrsten von den übrigen Namen eben so durchzusehen, als jene, so würde sich die Unhaltbarkeit dieser Wiedertäuferey sehr augenscheinlich beweisen lassen.

Es hat niemand etwas einzuwenden, wenn für ein neuentdecktes Fossil auch ein neuer Name angegeben wird: auch dann nicht, wenn ein solches Fossil, welches ganz ungetrennt, und dennoch, einer neuen Analyse zufolge, offenbar *falsch* zu einem andern Geschlechte gerechnet wurde, davon ganz getrennt wird, und daher einen neuen Namen

erhalten

erhalten muß. Wie z. B. Uranium, Olivin, Apatit ꝛc. Wenn aber Tungstein, Wolfram, Sedativspat ꝛc. ohne ganz überwiegende Gründe nur umgetauft, oder alte Namen zu willkührlich erweiterten Bedeutungen aufgesucht werden, so läßt sich dieses, auf eine befriedigende Weise, nie entschuldigen und nie bemänteln. Dergleichen Dinge haben, mit dem Quintilian zu reden, nichts weiter zum Grunde, als friuolam in paruis iactantiam. Es ist nichts mehr, als Namenspielerey, um wichtig zu scheinen. Linné, Haller, Banks, Forster, Pallas, konnten und mußten freylich so vielen neuentdeckten Naturprodukten, besonders aus dem Pflanzenreiche, auch neue Namen, selbst von Gelehrten und andern berühmten Männern, beylegen. Aber! aber! Alexander the Great, and Alexander the Copper-Smith! —

Es ist beynahe unglaublich, was für Unheil durch solche Namenveränderung und Wiedertäuferey schon gestiftet ist, und wie viel Dunkelheiten, Streitigkeiten und Irrthümer dadurch veranlaßt sind. Zum Beweise will ich doch einige davon anführen.

Wie viele Vermuthungen und Meinungen sind nicht darüber für und wider vorgebracht, ob die Juden zu Moses Zeiten unsern Diamant wirklich schon gekannt haben oder nicht: ob es ihr יהלם (Jahalom) gewesen sey, oder aber ihr אדם (Odem) der durch Beyfügung des gräcisirenden as in Adamas nur umgeschaffen worden.

Auch

Auch darüber sind Zweifel erregt, ob der Achat seinen Namen vom Flusse Achates in Sicilien erhalten habe, oder diese Benennung nicht älter als die Griechische und aus dem Hebräischen abzuleiten sey; nämlich von עקוד (Akud) punctatum, aut punctis et maculis notatum, quales fuerunt hirci Iacobi. Genef.C. l. XXX. v. 35. conf. Braun de Veft. Hebraeor. Lugd. Bat. 1680. p. 706.

Der Carneol soll nach der Meinung einiger Gelehrten seinen Namen von der Fleischfarbe erhalten haben, und daher Sarda von Σαρξ abgeleitet werden. Es sieht aber der schön gefärbte Carneol dem geronnenen Blute gewiß weit ähnlicher, als dem, was man gewöhnlich Fleischfarbe nennt. Andere haben den Namen Sarda vom Hebräischen שרד (Sered) welches Roth bedeutet, ableiten wollen. Die natürlichste und sicherste Ableitung ist jedoch wohl die, daß der Sarder seinen Namen entweder von Sardes in Lydien erhalten habe, wie solches Plinius L. 37. S. 31. ganz ausdrücklich sagt, oder von der Insel Sardinien. Im mittlern Zeitalter hieß nun dieser Stein Corneolus, auch wohl Cornelius. Dieß bezeugen Marbodaeus. 1531. p. 19. 1539. p. 43. 1574. und ex ed. Gronouii, 1695. p. 15. Albertus Magnus in libro Mineralium. 1518. im Indice fol. 1. b. und fol. 22. b. Vincentius Bellov. in Speculo Natur. Argent. 1473. Lib. IX. cap. 58. Bartholomaeus Angl. de Prop. rer. 1483. L. 16. c. 34. Encelius de re metallica. Franckof. 1557. 8vo. Cap.

LXXIII. p. 266. Im Englischen, Französischen und Italienischen hat er daher diesen Namen immer noch beybehalten. Nur im Deutschen ist der ältere Name Corneol durch Juden und Steinschleifer in Carneol vernürnbergert. Im Boetio de Boot, Caesalpino und mehr dergleichen spätern Schriftstellern, findet sich schon Corneol und Carneol.

Es ist viel darüber gestritten, woher der Opal wohl den Namen Waise oder Orphanus möchte erhalten haben. Die Gelegenheit dazu war nichts weiter, als eine kindische Bemerkung, die wahrscheinlich ein müssiger Kopf wegen eines äußerst schönen und sehr großen Opales gemacht hatte, der vormals in der Kaiserkrone saß, und der auch jetzt noch im kaiserlichen Schatze zu Wien verwahrt wird. Albertus M. Lib. Min. fol. 29. a. führt diese Nachricht mit folgenden Worten an: Orphanus est lapis, qui in corona Romani Imperatoris est: neque vmquam alibi visus, propter quod etiam Orphanus vocatur. Es war also eigentlich nur ein nomen proprium jenes Steines, der aber in der Folge auch andern Opalen ertheilt ist. L. Dolce im Tratt. delle Gemme, p. 57. hat jene Sage beym Orfano zwar nachgeschrieben, unterscheidet ihn jedoch vom Opale, und sagt: Orfano è pietra di color di Viola etc.

Was hat es nicht für Vermuthungen und Untersuchungen veranlaßt, woher die Benennung Kamé Camée ihren Ursprung habe. Noch neuerlich hat Houël in seinem

Voyage pittoresque de la Sicile T. I. p. 16. eine Vermuthung davon angegeben, die nach Vergleichung aller Umstände wohl so wenig richtig seyn kann, als die vorigen.

Diese Benennung ist gewiß nur auf folgende Weise entstanden. Im mittlern Zeitalter, besonders aber im zehnten und eilften Jahrhunderte, wo mit den übrigen Wissenschaften auch die Mineralogie noch ganz im Staube lag, und wo man an den Höfen, auch für die Kirchen und Klöster, eine Menge von seltenen Steinen und Kostbarkeiten zusammentrieb, wurde beynahe für jeden Stein ein neuer Name ausgeheckt. Dies beweisen Marbodäus, Albertus Magnus, Vincentius Bellov. u. dergl. Schriftsteller mehr. In diesen Zeiten nannte man nun solche onyxähnliche Steine, die sich ihrer verschiedenen Lagen und Farben wegen vorzüglich dazu schickten, um Bildnisse und Figuren darauf zu schneiden: Kamam, Kamé. Albertus M. Lib. Min. 1518. im Indice und p. 27. sagt davon: lapis eſt frequenter albus in toto vel in parte. Varius enim eſt in colore, frequentiſſime inuenitur immixtus onixine. Virtus eius autem fertur eſſe ex imaginibus et ſculpturis, quae inueniuntur in ipſo et ex ſigillis. Vincentius Bellov. oder de Burgundia, in Speculo Natur. Argent. 1473. Lib. IX. c. 78. Kamam lapis eſt, cuius color albus et coloribus variis diſtinctus. A Kaumate, quod incendium Kamam dicitur, quum in locis ſulphureis calidis reperitur. Huius virtus exiſtit maxime ex

sculpturae in eo diuersitate. Bartholom. Angl. 1483. fol. L. 16. c. 57. sagt. Kamé l. Kamau, lapis est colore nunc albus, nunc subniger, nunc subrubicundus, nunc variis coloribus distinctus: est autem sic dictus a caumatis, quod est idem, quod incendium, nam in locis sulphureis et calidis inuenitur, cuius virtus, secundum Dyosc: est curare ydropisim. Diuersis imaginibus et figuris sculpitur et politur. Diese Stellen mögen es denn auch wohl gewesen seyn, die Lessing in den Antiq. Br. Th. 2. S. 161. in der Anmerkung im Sinne hatte. Inzwischen wurde auch noch in neuern Zeiten der Name Came'e, Cammeo, nicht durchgehends in der Bedeutung gebraucht, die er jetzt gewöhnlich hat, nämlich um einen erhaben geschnittenen Stein dadurch anzudeuten. Dieses beweiset unter andern eine Stelle im Discorso di Leonardo Agostini sovra le Gemme antiche figurate. Er sagt: Erano queste intagliate in agate Sardoniche, ed Onichine, ed in altre gemme, che noi chiamiamo Cammei. cf. Gemme antiche figurate di P. Aleff. Maffei. in Roma. 1707. P. I. p. XXII. Im Werke selbst findet sich der Name Cammeo sehr häufig unter den Kupfern; welche Steinart aber Agostini oder de Rossi eigentlich darunter verstehen, ist nicht angegeben. Thom. Nicols, Prof. zu Cambridge, sagt ganz bestimmt, daß der Sardonyx Cameus genannt werde, vgl. Beschreibung der Edelsteine, Hamb. 1675. S. 129. u. f.

Hier-

Hieraus erhellet nun soviel, daß der Name Kame' Cameo, Came'e, nicht immer in dem eingeschränkten Sinne gebraucht sey, um dadurch nur einen erhaben geschnittenen Stein anzudeuten. Der Begriff dieses Wortes ist, wie ich vorhin gezeigt habe, in neuern Zeiten sehr schwankend gewesen, und im mittlern Zeitalter für eine solche Steinart überhaupt gebraucht, die sich ihrer verschiedenen Lagen und Farben wegen vorzüglich zum Steinschneiden schickte. Hier entsteht aber die Frage, woher im mittlern Zeitalter der Name Kame' genommen sey.

Es ist bekannt, daß in jenen Jahrhunderten nur in den Klöstern und bey der Geistlichkeit noch wirkliche Gelehrsamkeit anzutreffen war. Diese legten sich vorzüglich auf orientalische Sprachen, außerdem aber auf eine mystische Erklärung der geheimen Naturkräfte, ja es sind die deutlichsten Spuren des Aberglaubens an Amulete, mystische Charactere, Gesundheit und Glück erhaltende Steine, überhaupt des Gnostischen und Basilidianischen Unsinns, häufig bey ihnen anzutreffen. Wer etwa Lust hat, eine recht umständliche Nachricht hievon durchzulesen, den bitte ich Vincentii Bellov. Spec. Natur. Lib. IX. c. 35. aufzuschlagen. Dieses gab nun in den damaligen Zeiten, wo man übrigens keinen richtigen Geschmack an schönen Künsten fand, eigentlich nur allein die Gelegenheit, solche Steine besonders hochzuschätzen, die ihrer hervorstechenden Farben und darauf gegrabenen Bilder wegen, sehr ins Auge fielen, und sich daher

vorzüglich zu Amuleten schickten; Mariette hat dieses in seinem Traité des Pierres gravées, Paris. 1750. Tom. I. p. 33. schon umständlich ausgeführt. In den orientalischen Sprachen wurde nun wie billig ein Name aufgesucht, der auf die mit solchen Steinen verbundene Nebenidee eines Glück bringenden, Unglück abhaltenden, Gesundheit stärkenden Amuletes oder Angebindes, einen Bezug hatte. Huet hatte also sehr recht, wenn er den Namen Came'e vom hebräischen Kamee herleitete. Den sichern Aufschluß hievon habe ich jedoch meinem verehrungswürdigen Freunde, dem Herrn Hofrathe Bruns in Helmstedt, zu danken. Das Resultat seines so gütigen Unterrichts ist folgendes.

"Auch unser gemeinschaftlicher Freund, der Gen. Sup. Velthusen, hat in seinem bekannten Hohen Liede und dessen Commentar, Braunschw. 1786. S. 350. den wahren Ursprung des Namens Came'e von dem hebräischen Worte (Kamee) קמיע, nachgewiesen. Daselbst erinnert er aber mit Recht, daß im Ausdrucke Kamee der Begriff, der Stein müsse gerade erhaben geschnitten seyn, unmittelbar eben so wenig liege, als der, daß der Stein schlechterdings nur onyxartig sey. Der zufällige Umstand, daß auf den Kameen die Figuren hervorstehend sind, müsse blos davon hergeleitet werden, daß man bey solchen zu Angebinden bestimmten Steinen die Absicht hatte,

die

die Figuren derselben sogleich den Umstehenden deutlich vor Augen zu stellen. Im Chaldäischen bedeutet nun קָמֵיעַ (Kamea) ebenfalls ein Gesundheits-Amulet, (pittacium, amuletum ab alligando sic dictum) und in Castelli Lexicon Heptagl. stehen unter dem arabischen Stammworte قمع (Kamaa) viele Nomina, die ausdrücklich ein Hervorragen, ein Herausstehen, eine Erhabenheit anzeigen."

Ich sollte nun glauben, daß, bey der so auffallenden Uebereinstimmung aller dieser Angaben, die hier mitgetheilte Ableitung des Namens Kame'e auch nur die einzige richtige sey. Wahrscheinlich aber geht der Gebrauch des Namens Kame'e nicht über das XIVte Jahrhundert hinaus. Marbodäus, welcher 1123 starb, und in seinem Gedichte de Gemmis et Lapidibus, so viel andere höchstalberne Namen getreulich angegeben hat, würde gewiß auch diesen irgendwo mit angeführt haben, wenn er zu seiner Zeit schon allgemein wäre im Gebrauche gewesen; zumahl da Marbodäus in die geheimen Kräfte der Steine ein so großes Vertrauen setzte. Hiezu kommt noch, daß Vincentius Bellov., der, seiner eigenen Angabe nach, Lib. 32. c. 102. sein Specul. Nat. um das Jahr 1250. geschrieben hat, jedesmahl die Schriftsteller, und vorzüglich die ältesten anführt, aus welchen er seine Nachrichten zusammentrug. Dieses befolgt er hier durchgehends, selbst bey der unbedeutendsten Bemerkung, so sorgfältig, daß Fabricius

bricius in Bibl. Graeca. Vol. 14. p. 107. seq. ein höchst-zahlreiches Verzeichniß von diesen Schriftstellern und Quellen liefern konnte. Vincentius hat aber, seines großen Fleißes ungeachtet, keine ältere Quelle wegen des Namens Kame'e nachgewiesen, als einen Arnoldum, den er Lib. IX. c. 23. Arnoldum de Saxonia nennt. Von diesem führt er Lib. VIII. c. 34. et 35. und Lib. IX. c. 23. drey Tractate an, nämlich einen de Natura Lapidum, einen andern de Sigillis Lapidum, und einen dritten de Virtutibus Lapidum, die jedoch bis jetzt noch verlohren sind. Indessen finden sich beym Vossio in Hist. Lat. Lugd. Bat. 1651. 4to. p. 340. ferner in Fabricii Bibl. Lat. med. et inf. aet. Tom. I. p. 364. et 372. endlich in Moreri's Dict. Art. Arnould le Saxon, einige Nachrichten von diesem Arnoldo de Saxonia oder eigentlich Altahensi, welcher gegen die Mitte des XIten Jahrhunderts lebte. Da ich nun nirgends eine ältere Spur von diesem Gebrauche des Wortes Kame'e auffinden können, und, wie schon gesagt, Marbodäus solches gar nicht gekannt zu haben scheint, so vermuthe ich immer, daß es erst im XIten, höchstens im Xten Jahrhundert aufgekommen sey.

Ein Achat, oder vielmehr Chalcedon, in welchem Figuren wie Moos zu sehen sind, führt den Namen Dendrachat. Außerdem wird ihm auch sehr oft der Name Mochha-Stein gegeben. Viele behaupten, er werde von Mochha aus zu uns gebracht, und habe eben daher diesen

Namen

Namen erhalten. Darüber sowohl, als auch über die Rechtschreibung dieses Namens, ist nun viel gestritten. John Hill wußte es schon, daß er zu Mochha selbst nicht gefunden werde. In seiner Natural Hist. of Fossils, London 1748. fol. p. 472. fg. sagt er: It was long supposed, that these Agates were produced in the Place whence they have their Name, Mocha; but it has been proved by the persons who trade in them, that that is not the place of their production, but merely the place, they were carried to for the convenience of trade. This was done with great care and some expence, with a view to get a high duty taken of from them. But though it failed of succe∫s in that respect, it has given so much knowledge in the history of the species, that we are very certain, that though many parts of the East-Indies produce them, they are not found there.

Ich weiß sehr wohl, daß man in einigen Gegenden des Orients dergleichen Dendrachate finde. Ich habe selbst einige Stücke davon besessen, die von außerordentlicher Schönheit waren, und die ich von einem Bekannten erhielt, der sie in Smirna eingetauscht hatte. Allein, da auch Herr Niebuhr in seinen Nachrichten von Arabien dieses Steines nicht mit einer Sylbe erwähnt, und in der Beschreibung von Arabien S. 220., besonders aber S. 221. in dem von Forskål so detaillirt aufgenommenen Verzeichnisse

zeichnisse der Handlungswaaren von Mochha, dieses Steines gewiß mit gedacht wäre, wenn er nur irgend dahin zum Verkaufe eingeführt würde, so bin ich völlig überzeugt, daß er von Mochha seinen Namen nie erhalten habe. Doch wozu dieser Umschweif? Der wahre Ursprung des Namens Mochha-Stein ist gewiß nur folgender. Es ist nämlich bekannt, daß im Mittelalter in Sachsen viele Wenden wohnten, aus deren Sprache noch manche Ueberreste im gemeinen Leben beybehalten sind. Z. B. Kawel ein Stück Acker, von Kawal ein Stück. Moos heißt nun im Wendischen, Slavonischen und Russischen, Moch; so wie im Böhmischen und Pohlnischen Mech. Hieraus läßt es sich also leicht erklären, wie der Name Moch-Stein bey den gemeinen Steinschleifern in den Böhmischen und Sächsischen Gebirgen habe entstehen können und entstehen müssen. Denn in einigen Gegenden von Deutschland, wo diese Steine gefunden werden, besonders aber unter den Landleuten in Sachsen, ist Moch noch jetzt ein sehr alter Provinzial- und Trivialausdruck für Moos. Die geringern Steinschleifer, die auf den Messen und Jahrmärkten häufig mit solchen geschliffenen Steinen und Achaten umherzogen, verkauften und verschickten nämlich diesen Stein unter einem Namen, der ihrer Provinzialsprache so angemessen war, nämlich Mochstein anstatt Moosstein. Der fremde Sammler, der dieses Provinzialwort nicht kannte, mogte dann glauben, daß es eben so schöne Mochha-Steine, als

gute Mochha-Bohnen gebe, und so wurde dieser Name Mochstein leicht in Umlauf gebracht, und auf Mochha gedeutet.

Von der so bekannten Verwechselung des Chrysolithes mit dem Topase, sowohl in ältern als neuern Zeiten, will ich hier nichts erwähnen, da nicht nur Braun in seinem bekannten Werke de Veſtitu Sacerd. Hebraeor. Lugd. Bat. 1680. 4to. p. 642. seq. auch p. 720. seq. sondern auch der Herr von Born in den Böhmischen Abhandlungen, Prag 1776. Th. 2. dieses schon mit eben so vielem Scharfsinne als Gelehrsamkeit ausgeführt haben.

Eben so überflüssig wäre es, wenn ich hier umständlich zeigen wollte, daß der Sapphir der Alten nicht unser Sapphir, sondern unser Lapis Lazuli sey. Dies hat schon Braun de Veſtitu Sacerd. Hebr. p. 670 seq. auch der Ritter Michaelis in Supplementis ad Lexica hebraica, am gründlichsten aber Herr Hofrath Beckmann in der Geschichte der Erfindungen Th. 3. S. 182. fg. nachgewiesen. Und wer außerdem noch mehr über diesen Gegenstand nachzulesen wünscht, der findet hinlänglichen Stoff in Salmaſii Exercit. Plin. p. 93. und Krünitzens Encyclopädie, s. Lasurstein.

In Alberti Magni libro Mineralium, Oppenheim. 1518. 4to. ist gleich auf dem zweyten Blatte im Indice, sub. Lit. N. ein Stein unter dem Namen Nose aufgeführt, wovon fol. 28. b. gesagt wird: — Eſſe de genere lapidis bufonis:

fonis; et in multis inuenitur bufonibus. Et sunt duo genera: vnus subalbidus — et alter est niger, et aliquando in eo depingitur Bufo sparsis pedibus. Dagegen aber sagt Ludovico Dolce im Trattato delle Gemme, Venet. 1617. p. 56. Nose è il medesimo che l'Alabastro; und wiederum behauptet Leonardus im Speculo Lapid. Hamb. 1717. p. 104. Nose idem quod Alabastrides.

Ich könnte leicht noch weit mehr Namenverwirrungen hier beybringen. Denn so getrauete ich mir wohl zu zeigen, daß der Lyncur der Alten, nur allein der rothgelbe durchsichtige Bernstein, (a) dagegen Electrum der blaßgelbe undurchsichtige gewesen sey; Theophrast. im Tract. de Lapidib. §. 50. sagt zwar, der Lyncur werde, so wie andere Edelsteine, auch dazu gebraucht, daß etwas hineingeschnitten, eingegraben werde, (γλύφεται τα σφραγίδια,) und §. 52. setzt er hinzu: γίνεται δὲ καὶ κατεργασία τις αὐτοῦ πλείων: ich glaube jedoch nicht, daß dies letzte so zu erklären sey, als ob der Lyncur, der außerordentlichen Härte wegen, schwer zu bearbeiten wäre. Mich dünkt, es könne füglich auch so verstanden werden: es erfordert außer-

(a) Diese Behauptung hatte ich bereits 1793. in der ersten Ausgabe des gegenwärtigen Aufsatzes drucken lassen: jetzt finde ich, daß der Chev. Napion in einem besondern Memoire, sul Lincurio, Roma. 1795. dieses ebenfalls behaupten solle. Ich habe jedoch bis jetzt dieses Memoire nicht auftreiben können, und weiß daher nicht, was für Gründe er dieserhalb angegeben hat.

außerordentlich viel Mühe, Sorgfalt und Geschicklichkeit, um etwas darin zu schneiden, weil er so leicht ausspringt; und dies ist sehr wahr, oft zum großen Verdrusse des Künstlers. Ferner glaube ich, daß des Plinius Adamas Cyprius, vergens in aërium colorem, et qui alio adamante perforari poteſt — L. 37. S. 15. unser Sapphir sey; ferner, daß der eigentliche Carbunculus der Alten unser orientalischer Rubin, ihr Carbunculus nigrius rubens dagegen unser Granat sey; ferner, daß der Ostracit, dessen sich ihre Artisten zum Steinschleifen bedienten, nichts anders als unser bekanntes Os Sepiae sey; ferner, daß die Alten unsern eigentlichen Smaragd nie gekannt haben, wie denn einen unstreitig ächt antik-geschnittenen und wahren Smaragd, mir gewiß niemand aufweisen soll. Hätten sie unsern Smaragd wirklich gekannt, so würde, trotz der bekannten Nachricht des Plinius, decreto hominum iis parcitur, ſcalpi vetitis, sich doch einer davon noch irgendwo erhalten haben. Man hat mir zwar hin und wieder wahre Smaragde vorgezeigt, und gab den Schnitt derselben für ächt-antik aus. Nach sorgfältiger Prüfung ergab sich aber, daß es nur Cinquecentis waren, und sie gehörten offenbar zu den ächten Antiken, die der bekannte Christoph Arundel schon vormals in Italien eingekauft hatte (cf. Pucelle d'Orleans, Chant. 8. Oeuvres de Voltaire. Edit. de Gotha. T. XI. p. 160.). Daß man sich in der Angabe, ein geschnittener Stein sey ächt-antik, sehr leicht irren könne,

beweist der Vorgang mit der Cachet de Michel Angelo doch wohl hinlänglich. Alle ächt-antike grüne oder smaragdähnliche Gemmen, die ich jemals in Sammlungen angetroffen habe, waren entweder Smaragd-Praser, oder Aquamarine, oder dunkelgefärbte Berylle, oder schön gefärbte Flußspathe, oder Nephrite, oder Achate, oder Heliotrope, oder dergleichen Steinarten. Des Plinius Beschreibung von der besten Smaragdart, nämlich vom Scytischen, paßt ohnehin auf unsern Smaragd ganz und gar nicht. Auch dadurch erhält meine Vermuthung noch mehr Wahrscheinlichkeit, daß die, welche in den Gebirgen zwischen Aegypten und Arabien gebrochen wurden, und vom Strabo so sehr gerühmt sind, eben wie diejenigen, die man auf der Smaragd-Insel unterm 24° d. Br. im Arabischen Meerbusen, Cap Nose gegen über, fand, (conf. Chart of the Arabian Gulf, by La Rochette, London. 1781.) nach neuern Beobachtungen nichts weiter sind, als ein grüner Flußspath. Das größte Gewicht erhält indessen meine Behauptung durch Taverniers Aussage. In den Voyages de Tavernier, Paris 1676. T. 2. p. 322. heißt es nämlich: Pour ce qui est de l'Emeraude, c'est une erreur ancienne de bien des gens, de croire qu'elle se trouve originairement dans l'Orient. — Je suis bien assuré, que jamais l'Orient n'en a produit, ni dans la terre-ferme ni dans ses Isles, et qu'en ayant fait une exacte perquisition dans tous mes voyages, personne ne

m'a

n'a sçû marquer aucun lieu de l'Asie où elles se trouvent. Il est vrai que depuis la decouverte de l'Amerique on en a souvent apporté par la mer du Sud quelques peu de brutes du Perou aux Isles Philippines, d'où ensuite on les a fait passer en Europe etc. Was De Romé de l'Isle in seiner Christallographie, Paris 1783. T. 2. p. 249. in ächt-französischer Manier dagegen anführt, wird von deutschen Mineralogen wohl nicht für einen gültigen Gegenbeweis angesehen werden. Ferner bin ich überzeugt, daß der bey den Alten am mehresten geschätzte Smaragdus Scythicus, Plin. L. 37. S. 16. 17. eigentlich unser jetziger Aquamarin, zuweilen auch nur ein dunkelgefärbter Beryll gewesen sey; ferner, daß der Smaragd, dessen sich der Myops Nero bey den Fechterspielen bediente, ein (eben so wie unsere heutigen Lorgnetten) hohlgeschliffener Aquamarin war; ferner, daß Natter sehr recht habe, wenn er in seinem Traité de la Methode antique de graver, London 1754. p. 38. der Vorrede behauptet, daß diejenigen Onyxe von zwey Lagen, die man in Italien gewöhnlich Niccolo, auch Negrillo nennt, nichts weiter, als eine antike Paste sind, wobey ihm jedoch die Bemerkung entging, daß die untere schwarze Lage wirklich des Caylus Obsidian ist, der nur mit einem weißlichen oder bläulichen Email überzogen wurde. Dagegen war Gori schon auf dem rechten Wege, wenn er in der Dactyliothek des Zanetti, bey

Beschrei-

Beschreibung eines Jupiterkopfes, zur 31sten Tafel die Anmerkung macht: Obsidiano vitro caerulei coloris expressum. cf. Gemmae antiquae A. M. Zanetti, A. F. Gorius not. latinis illustr. Venetiis 1750. fol. Er sprach hier gewiß nur von der oberen feinen Lage, womit dergleichen Obsidiane so häufig überzogen sind. Was de Rossi aber, in seiner vorhin erwähnten Dactyliothek des Maffei, unter Niccolo eigentlich verstehe, getraue ich mir nicht immer anzugeben. Denn so findet sich z. B. P. 2. Tab. 88. ein Niccolo di tre colori, P. 3. Tab. 25. ein Niccolo di Vari colori. Was er ohne weiteren Zusatz Niccolo nennt, mag wohl Obsidian mit einem Ueberzuge seyn, Agata nera aber Obsidian ohne Ueberzug. Ludov. Dolce in seinem Trattato delle Gemme, Venet. 1617. p. 56. sagt: Nicolo è pietra di due colori, che ha la Superficie Gialla con la parte di sotto nera: e alle volte è tutto nero. Leonardus beschreibt ihn im Spec. Lapid. Hamb. 1717. p. 104. eben so.

Endlich glaube ich noch beweisen zu können, daß einige der schönsten noch vorhandenen antiken Onyxe und Sardonyxe, offenbar nur Zusammensetzungen sind, die zu denen Kunstprodukten gehören, wovon Plinius H. N. L. 37. S. 75. sagt: Veras a falsis discernendi magna difficultas: quippe cum inuentum sit, ex veris gemmis in alterius generis falsas traducere. Sardonyches e ternis glutinantur gemmis, ita vt deprehendi ars non possit: aliunde nigro,

nigro, aliunde candido, aliunde minio, sumtis omnibus in suo genere probatissimis. Inzwischen wurde dieses auf einem ganz andern, weit einfacheren Wege ausgeführt, als die sonst so vortreflichen Pasten eines Wedgwood und Tassie verfertigt werden: wiewohl doch immer nach einer solchen Methode, wobey ein rüstiger Etymologe die Ableitung der Namen Kamam, Kamau, Kame' von Καῦμα, Καυματίζω, Καμινεύω, wohl gar noch wagen könnte.

Aus mehreren Gründen und nach verschiedenen davon eingezogenen Nachrichten, die ich bey anderer Gelegenheit mittheilen werde, rechne ich zu diesen durch Kunst verfertigten Onyxen, — die so berühmte Familie des Tiberius, welche in der S. Chapelle zu Paris verwahrt wurde. In Montfaucons Antiq. expliq. Paris. 1719. Tom. V. Pl. 127. p. 158. und in Le Roys Achates Tiberianus, Amsterd. 1683. p. 46. findet sich diese Gemme in ihrer natürlichen Größe und sehr genau abgebildet. Man wird sich hiebey erinnern, daß der bekannte Triumph des Bacchus und der Ceres in der Vatikanischen Bibliothek, ja sogar die Barberini jetzt Portland-Vase, noch vor einigen Jahren, für ächte Onyxmassen gehalten wurden.

Soviel ist auch unstreitig gewiß, daß die Künstler der Alten die aufgetragene weiße Lage eben so genau und eben so innigst mit der schwarzen Unterlage zusammenzuschmelzen verstanden, als die verschiedenen Lagen, beym

ächten Onyx nur immer mit einander verbunden seyn können; und eben so unwidersprechlich wahr ist es, daß sie dergleichen künstliche Auflagen völlig bis zu eben der Feinheit, Schönheit und Eleganz mit dem Touret ausarbeiten konnten, als die noch vorhandenen schönsten Camé'en, jemals von ihnen ausgearbeitet sind. Von allen diesen ist die herrliche Barberini oder Portland = Vase ein unwidersprechlicher Beweis. Auch in dieser Rücksicht habe ich sie mit der größten Aufmerksamkeit betrachtet, als sie der Chevalier Hamilton, auf seiner Durchreise nach England, mit sich führte. Die milchweiße Lage, aus welcher die Figuren bestehen, ist zwar völlig rein und äußerst scharf abgeschnitten, dennoch auf das innigste und festeste mit der Unterlage verbunden. Die Figuren selbst sind mit dem Touret bis zur bewundernswürdigsten Feinheit und Eleganz en Camée ausgearbeitet, so daß der Künstler, da wo er es irgend dem Ausdrucke und dem Schatten und Lichte zuträglich fand, mit aller Sicherheit so dünn bis zum Hauche auszuarbeiten verstand, so daß an vielen Stellen eine sanfte Röthe von der Grundlage durchscheint.

Ich bitte jedoch ausdrücklich, daß man mich ja nicht so verstehen möge, als ob ich alle große, regelmäßige, überhaupt vorzüglich schöne Onyxe und Sardonyxe der Alten für Kunstprodukte erklären wolle. Dies würde eine lächerliche Behauptung seyn, inzwischen wünschte ich sehr, daß man mir ihr Vaterland sicher nachwiese.

Die Alterthumsforscher, die Naturkündiger, und die Künstler, waren von jeher gleich eifrig bemüht, um diejenigen Gebirge und Gegenden wieder aufzufinden, aus welchen die Griechen und Römer ihre Onyxe und Sardonyxe, nicht nur in der beynahe unglaublichen Menge, sondern auch von so außerordentlicher Größe und Schönheit könnten erhalten haben. Es ist auch gewiß sehr auffallend, da jetzt Natur- und Länderkunde ungleich mehr berichtigt und erweitert ist, als sie es in jenem Zeitalter war und seyn konnte, daß man dennoch nie solche Onyxe und Sardonyxe wieder auffinden können, als von den Alten verarbeitet sind. Denn wo ist je in neuern Zeiten nur ein einziger Stein gefunden, der in Rücksicht auf Größe, Schönheit der Farben, und Ordnung der Lagen, nur irgend mit den berühmten Stücken zu vergleichen wäre, die uns von den Arbeiten der Alten noch übrig geblieben sind. Zum Beyspiele will ich davon nur folgende anführen. Die Apotheose des Augusts zu Wien, und der Römischen Adler ebendaselbst, wovon sich in Ekhels Pierres gravées du Cabin. Imp. Vienne. 1788. die genauesten und schönsten Zeichnungen finden: die Schale im Königl. Schatze zu Capo di Monte, welche Maffei in Osserv. Lett. Verona. 1738. T. 2. p. 339. beschreibt: das herrliche Gefäß zu S. Denis, wovon Montfaucon in Antiq. expliq. Tom I. Pl. 167. p. 260. eine getreue Abbildung liefert: das Mantuanische Gefäß in Braunschweig, wovon Eggeling in Myster. Ce-

reris et Bacchi. Brem. 1682. die richtigste Vorstellung liefert: die bekannten Vasen im Königl. Garde-Meûble zu Paris, welche im Inventaire des Diamans de la Couronne, Perles, Pierreries etc. Paris. 1791. 2 Vol. 8vo. umständlich beschrieben sind: endlich, der außerordentlich große und herrliche Sardonyx, der vormals im Kaiserlichen Schatze zu Moskau verwahrt wurde, den aber leider der Fürst Potemkin geschenkt erhielt, und in Tafeln schneiden ließ, um Briefe einer großen Frau in dem hieraus verfertigten Kästchen zu verwahren, u. d. m. Und dennoch wird man zugeben müssen, daß alle diese Stücke gewiß nur ein sehr kleiner, unbedeutender Ueberrest von denen sind, welche die Alten besessen haben. Auch ist es nicht wahrscheinlich, daß gerade die allergrößten von diesen Steinen sich erhalten, und daß die Alten nicht einige noch größere Stücke davon gehabt haben sollten. Aus welchem Lande, aus welchen Gebirgen erhielten sie aber diese für die Kunst so unschätzbaren Steine? Was ich davon sagen kann, ist nichts mehr als nur eine entfernte Vermuthung. Ctesias sagt in seiner fragmentarischen Beschreibung von Indien, Sect. 5., "daß es dort sehr hohe Gebirge gebe, worin man den Sarder, den Onyx und andere Edelsteine finde; diese Gegend sey der Sonnenhitze so sehr ausgesetzt, daß viele Menschen davon erstickten, auch das Meer daselbst, völlig so ausgedehnt wie bey Griechenland. (περὶ τῶν ὀρῶν τῶν μεγάλων, ἐξ ὧν ἥ τε σαρδὼ ὀρύσσεται, καὶ οἱ ὄνυχες,

καὶ

καὶ αἱ ἄλλαι σφραγῖδες. etc.) Plin. H. N. L. 37. Sect. 23. versichert, "daß die Onyxe und Sardonyxe von einer so ansehnlichen Größe in Indien gefunden würden, daß man Degengefäße davon verfertige, daß sie sogar das gemeine Volk daselbst durchbohrt am Halse trage, und daß man sie dort in den Flüssen finde. Ueberhaupt wußten es schon die Alten sehr gut, daß die Region zwischen dem Indus und Ganges, so wie ganz Indien, das an Edelsteinen reichste Land der damals bekannten Welt sey: Gemmiferi Amnes sunt Acesines et Ganges: terrarum autem omnium maxime India. Plin. H. N. Lib. 37. Sect. 76.

Nach Vergleichung und Zusammenstellung einiger hierin liegender Angaben, in Verbindung mit dem was Rennell und Robertson uns neuerlich über Indien geliefert haben, vermuthe ich nun, daß unter jener, vom Ctesias und Plinius dort mitgetheilten Beschreibung, entweder der Alten India intra Gangem zu verstehen sey, und zwar die Gebirge die sich von Bengalen aus, den Ganges hinaufwärts nach dem Indus ziehen, oder aber, daß es die hohen Gebirge sind, die von Bombay aus, durch Visapour und Mysore, an der Küste hinunter laufen. Aus mehreren, und wie ich glaube, nicht so ganz unwichtigen Gründen, halte ich nun das letzte für das wahrscheinlichste.

Zeit und Raum verstatten mir nicht, mich noch länger bey diesen Gegenständen aufzuhalten. Eben so wenig bin ich im Stande, die Beweise von jenen zuvor geäußerten Behauptungen hier sogleich mitzutheilen. Es wird indessen das vorhin gesagte schon hinlänglich beweisen, daß alle unnöthige Namenveränderungen und Wiedertäufereyen in der Folge nur zu unendlichen Irrthümern und Streitigkeiten Anlaß geben, auch ungleich mehr Nachtheil als Vortheil bringen. Ein gesetzter und gründlicher Reformator wird die Mineralogie gewiß nie blos darum von Grund aus umtummeln, und auf den Kopf stellen, damit doch ja kein Hänflingskopf, der seine Mineralogie nur nach den Namen ordnet, das Quecksilber zum Silber, die Hornblende zur Blende, den Spiesglanz zum Bleyglanze, den Sedativspath zum Kalkspathe, das Reißbley zu den Bleyerzen u. s. w. rechnen möge.

Es läßt sich jedoch über solche wissenschaftliche Kleinlichkeiten nichts besseres sagen, als was im Göttingischen Calender J. 1793. S. 83. gesagt ist: "Herr Herschel nennt immer noch denjenigen Trabanten den fünften, der bisher so geheißen hat, obgleich die zwey von ihm neuentdeckten beyde innerhalb der Bahn des bisherigen ersten liegen, und also, nach der gewöhnlichen Art zu zählen, der bisherige fünfte der siebente heißen sollte. Er wollte aber den Sprachgebrauch der Tafeln nicht stören, und das ist sehr recht und groß. Entdecker wie Herr Herschel, sind

in einem Jahrhundert selten, wo nicht gar einzeln; der grossen Männer hingegen, die ihre Unsterblichkeit seit jeher in gelehrten Babelsstiftungen gesucht haben, könnten dem Fortgange der Wissenschaften unbeschadet immer ein Paar Tausend weniger gewesen seyn."

Der Nachtheil, den jene Dammdurchreißer der Mineralogie zugefügt haben, ist gewiß nicht ganz unbedeutend.

Durch den immer so vordringenden, beleidigenden, entscheidenden Ton haben sie viele gesetzte Männer abgeschreckt, sich ferner mit dieser Wissenschaft abzugeben. Schon seit geraumer Zeit sind manche von der Bühne abgetreten, die ebenfalls mehr oder weniger nützliche Beyträge würden geliefert haben, und mit Vergnügen an gemeinschaftlicher Ausbildung des Ganzen, den freundschaftlichsten Antheil genommen hätten. Wer aber in aller Welt mögte wohl auf einem Wege fortgehen, wo man bey jedem Schritte nur den unartigen Neckereyen aufbrausender Jünglinge ausgesetzt ist, und wo, vor dem wilden Geschrey dieser unberufenen Alleinwisser, auch keine Unterredung mit seinem noch so gesetzten Nachbar mehr Statt findet. Noch gibt es ja der Wege soviel andere. Wer wollte auch da nicht zur Seite treten, wo ein wilder Waldbach ausbricht, mit gleichem Ungestüme über cultivirte und nicht cultivirte Felder forttobt, Dämme durchreißt, alles von Grund aus umkehrt, und die schon bestellte Saat mit trübem Wasser überzieht. Solche Waldbäche läßt man ruhig, obgleich mit

Bedauren, vorbeyschießen. Sie versiegen doch zuverlässig, und dann erst treten gesetzte Männer wieder näher, untersuchen, was unter den Trümmern dieser Verwüstung noch brauchbar ist, und so wird, in Verbindung mit den alten Nachbaren, das Ganze sehr bald wieder zum Nutzen des Allgemeinen hergestellt, auch ein festerer Damm als vorhin aufgeführt.

Ein zweyter Nachtheil, der durch jene so leidenschaftliche Behandlungen, Umtummlungen, Namenveränderungen und Inconsistenz in Bearbeitung dieser Wissenschaft veranlaßt worden, ist offenbar noch der, daß beynahe alle sogenannte Dilettanten jetzt nicht weiter Vergnügen daran finden. Sie waren zwar größtentheils nichts weniger als Mineralogen. Allein blos dadurch, daß sie mit vielem Aufwande aus allen Reichen und Ländern, selbst aus den entferntesten Gegenden der Erde, bekannte und unbekannte Fossilien zusammentrieben, haben sie gewiß sehr vieles zur Erweiterung dieser Wissenschaft beygetragen. Wie oft erhielt nicht der Kenner dadurch Gelegenheit, höchst seltene und lehrreiche Stücke auch für sich davon einzutauschen, die er sonst nie würde erhalten haben. Sogar große Herren wurden hiedurch ermuntert, auf solche Sammlungen viele Kosten zu verwenden, und Leute zu unterstützen, die auf Reisen gingen, um Fossilien einzutauschen und einzukaufen.

Alles dieses hat in Vergleichung dessen, was es noch vor zehn Jahren war, mit eins in Deutschland aufgehört. Wie viele der schönsten Sammlungen sind nicht aus Mangel an Liebhabern schon ins Ausland verkauft, und wie viele stehen nicht jetzt noch verschlossen zum Verkaufe da, ohne daß irgend nur Frage darnach wäre.

Dies sind aber die Folgen, die jene Dammdurchreißer so willkürlich bewirkt haben.

Gewiß ist es, daß auch die Recensenten der mineralogischen Schriften sehr viel von dem Muthwillen zu verantworten haben, den solche Herren mit dieser Wissenschaft treiben. Man sieht es ja deutlich, daß es ihnen nicht auf eine fortdaurende Brauchbarkeit ihrer Arbeiten ankomme. Schon ist ihnen äußerst wohl, sobald sie nur das ephemerische Assignat einer nicht ungünstigen Recension errungen haben.

Aber es ist Hochverrath an der Wissenschaft, und Hochverrath an der Jugend, wenn der Mann, der als Mann reden kann, da wo er ihnen als Mann zureden soll, nicht als Mann redet. Lessing sagt sehr richtig: "Wenn ich Kunstrichter wäre, wenn ich mir getrauete, das Kunstrichterschild aushängen zu können, so würde meine Tonleiter diese seyn. Gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, und mit Zweifel bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper; höhnisch gegen den windigen Prahler; und gal-

lenbitter gegen den Cabalenmacher. Der Kunstrichter, der gegen alle nur einen Ton hat, hätte besser gar keinen. Und besonders der, der gegen alle nur höflich ist, ist im Grunde, gegen die er höflich seyn könnte, grob."

Antiq. Br. S. 273.

Man vergleiche hiemit mehrere von den Recensionen, die wir bisher über mineralogische Produkte erhalten haben. Da ist alles so sanftmüthig, so fromm, so zahm, so gar nichts sagend, daß das Publikum so wenig als der arme Sünder, etwas zum Troste daraus nehmen könnte. Diese (nicht immer ganz unbekannten, Unbekannten Obern würden sich vortreflich zur Verfertigung einer Königsrede im Parlamente schicken. Da ist auch nichts, was sich hin-ein = oder hinaustragen ließe. Was sie uns geben, sind gewöhnlich Scharwenzel, die man nach Gefallen von einem mineralogischen Buche zum andern vertauschen kann, und nie ist das Clericus Clericum getreuer befolgt, als hier.

Diese mineralogischen Recensenten haben überhaupt viel ähnliches mit den Finanz = und Justizcollegiis der kleineren Staaten. Vom ersten bis zum letzten ist alles mit einander verwandt, und verschwistert, und verschwägert, und verbrüdert. Wer da nur das Glück hat, daß er mit zu dieser Verwandt = und Bekanntschaft gehört, der kommt noch lange gut weg. Aber wehe auch dem Fremdlinge, dem dieses Glück nicht beschieden ist. Das ganze Gewicht

ihrer

ihrer hohen Macht und Würde muß dieser dann siebenfältig für jenen mit empfinden, und in möglichst langen Zügen bis zu den Hefen ausleeren. Nur Rabeners Sittenlehre, "Schickt euch auf gute Canäle," ist noch die einzige Lebensregel, um in Frieden mit diesen Herren durchzukommen.

Den Mann von wahren Kenntnissen und festen Grundsätzen wird so etwas freylich nie irren; denn Lob und Tadel solcher Herren ist für ihn immer gleich unbedeutend. Allein die Jugend, die doch großentheils den Werth oder Unwerth neuer Schriften nach solchen Urtheilen zu schätzen pflegt, ist gewiß sehr zu bedauren.

Aus dem bisher gesägten will ich nun folgende Resultate ziehen.

1) Herr Werner wird sich um die Mineralogie gewiß äußerst verdient machen, und von jedem Verehrer dieser Wissenschaft den wärmsten Dank erhalten, wenn er allen Nebenarbeiten, z. B. Aufstellung unglaublich neuer Hypothesen, Abhandlung über Eisenhütten, Streite über Vulkanismus oder Neptunismus ꝛc. ꝛc. vorerst entsagt, und

2) uns dagegen mit seiner, so lange versprochenen, vollständig ausgearbeiteten, großen Mineralogie, beschenkt: diese

3) ungefehr folgendermaßen ausarbeitet:

a) alles nach den Bestandtheilen systematisch ordnet und eintheilt;

b) die Synonima von jedem Fossil aus den ältern und neuern Schriftstellern und Sprachen so vollständig als möglich beyfügt, damit die ältern Tafeln nie unverständlich werden.

c) die Namen der Fossilien durchgehends so richtig schreibt, wie es sich für einen deutschen Wissenschaftslehrer eignet und gebühret: also Achat, Beryll, Syenit, Amethyst, Chrysolith, Porphyr, Chalcedon, ꝛc. ꝛc.

d) von jedem Fossil zwar die äußern Kennzeichen angibt, jedoch mit Weglassung des nicht sonderlich kalten, nur etwas harten, wenig schweren; ꝛc. mithin bey einem jeden Fossil nur diejenigen von den äußern Kennzeichen aufführt, welche bey diesem Fossil auch von reellem Nutzen sind; das heißt, nur solche, wodurch das beschriebene Fossil mit Sicherheit von allen andern zu unterscheiden ist, nicht aber ohne Auswahl bey jedem Fossil eine blos pedantische und übrigens unnütze Herzählung aller sogenannten äußern Kennzeichen anbringe.

e) von den chemischen Kennzeichen sowohl als von den physikalischen ebenfalls nur diejenigen allein bey jedem Fossil mit aufführt, die zur genauen Kenntniß und richtigen Bestimmung desselben offenbar gereichen.

f) die Bestandtheile so anzeigt, als sie bis jetzt durch Analyse berichtigt, oder in deren Mangel

aus

aus andern Gründen als wahrscheinlich anzunehmen sind;

g) so wenig die gravitatem specificam als auch das Verhältniß der verschiedenen Bestandtheile, durch Hunderttheile, noch weniger aber durch Tausendtheile ausdrücke, da in der Natur diese Angaben sich doch nie bis zu solchen Kleinlichkeiten gleich und wahr bleiben.

h) von Entstehung des Fossils, sobald verschiedene Meinungen oder Entdeckungen der Naturforscher deshalb besondere Aufmerksamkeit erregt haben, Unterricht ertheilt, jedoch ohne selbst Parthey zu nehmen, mithin nur Gründe und Gegengründe nebst den Schriftstellern treu und redlich angibt, die Glaubensfreyheit des Publici aber nicht beeinträchtigt;

i) nur bey seltenen und nicht sehr bekannten Fossilien die Lagerstätte sowohl, als auch die Orte angibt, wo sie gefunden werden;

k) von dem Nutzen und Gebrauche des Fossils, mit gehöriger Sorgfalt, kurze, aber auch deutliche und sichere Nachrichten mittheilt;

l) dem Ganzen noch ein vollständiges Register zum bequemen Nachschlagen beyfügt, worin auch alle Synonima und Trivialnamen mit aufgeführt sind. Dies würde in vielen Fällen, dem Gelehrten sowohl als dem Dilettanten, gewiß sehr angenehm und nützlich seyn.

4) End=

4) Endlich wäre wohl anzurathen, daß man gegen andere Mitbrüder sich künftig aller Anmaßungen, Zudringlichkeiten, und überhaupt dessen enthalte, was Voltaire vormals, des tours de Pages en fait de Literature, zu nennen pflegte.

Hiemit will ich denn vorerst von diesen Herren Abschied nehmen; jedoch, wenn nützliche Geschäfte mich nicht abhalten, auf baldiges Wiedersehen.

Quod ſcribis, aſperius me, quam mei patiantur mores, ſcripſiſſe, vide, quam ſim antiquorum hominum.

Cicero ad Att.

Ueber
Memnons Bildsäule, Nero's Smaragd, Toreutik
und
die Kunst der Alten in Stein und Glas zu schneiden.

Dem

großen Alterthums-Forscher

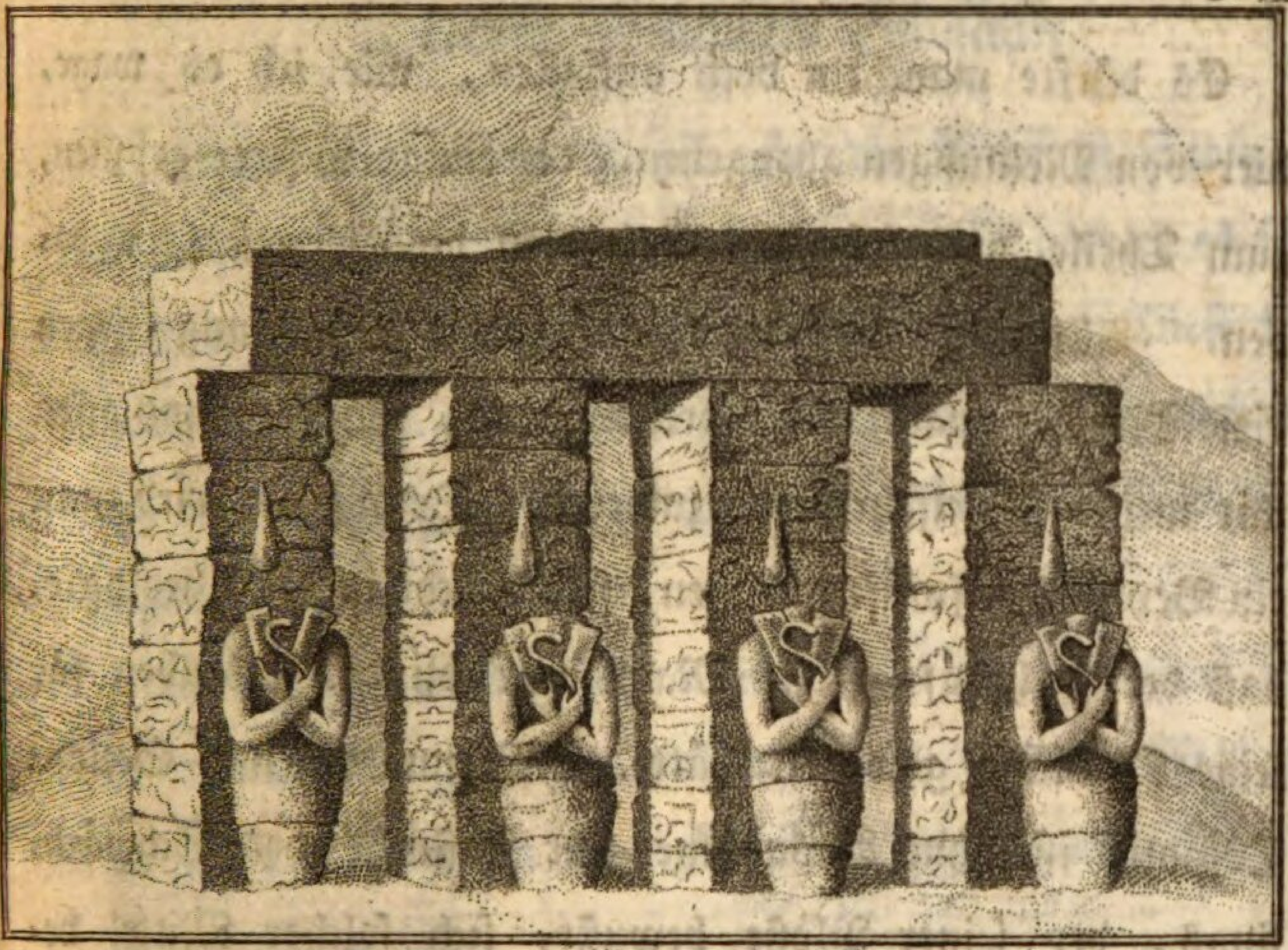
Herrn

Hofrath Heyne.

gewidmet

vom Verfasser.

S. 72.



In artibus et ſcientiis, tanquam in metalli fodinis, omnia nouis operibus et vlterioribus progreſſibus circumſtrepere debent.

Baco de Verulamio.

In meinem Aufſatze über die jetzigen Reformen in der Mineralogie habe ich verſchiedenes nur ſo gelegentlich berührt, über welches ich mich gern etwas umſtändlicher erklärt hätte. Allein ich mußte befürchten, daß der Hauptfaden hiedurch noch mehr würde zerriſſen werden, als es ohnehin ſchon geſchehen iſt. In mehr als einer Rückſicht ſchien es mir alſo zweckmäßiger zu ſeyn, wenn ich dieſes in einem beſondern Aufſatze etwas ausführlicher nachholte.

Es dürfte manchem doch auffallen, wie ich es wage, hier von Meinungen abzugehen, die einige unserer größten, zum Theile noch lebenden Gelehrten bisher geäußert haben. Allein gerade meine aufrichtige Verehrung gegen diese Männer macht mich dreist genug, um frey und offen mit meinen Zweifeln hervorzutreten. Denn, nie wird man ein Beyspiel aufweisen können, selbst nicht in der Theologie, daß der wahrhaft große Mann nur blinden Glauben für seine Meinung gefordert hätte. Vernunft = und Seelen=Despotie ist ohne Ausnahme nur Zuflucht des Schwächlings, der seiner Blöße bewußt, sich solcher Mittel bedient, um seine Schande zu decken, oder unredliche Absichten zu erreichen.

Ich bitte daher jene großen Männer, wenn sie es überall der Mühe werth halten, mir aufrichtig zu sagen, wo ich irre. Gewiß niemand kann da, wo er überwiegende Gründe findet, dankbarer zur gegenseitigen Meinung übergehen als ich.

Und gesetzt, selbst nach ihrem Urtheile hätte ich in manchem Recht, wo ich von dem abweiche was sie bisher behauptet hatten, so weiß ich mich doch zu bescheiden, daß nicht sowohl mir, als vielmehr ihnen nur das Verdienst von dieser besseren Meinung gebühre. Denn ohne ihre Vorarbeiten wäre ich gewiß nie im Stande gewesen, diese bessere Meinung aufzufinden.

Wenn

Wenn ich bey der Kunst wie die Alten in Stein und Glas schnitten, mich etwas länger verweile als ich es sollte, so bitte ich im voraus deshalb um Nachsicht. Diese Kunst hatte von jeher etwas so äußerst anziehendes für mich, daß ich das Vergnügen davon zu reden, mir nicht so leicht versagen kann.

Uebrigens werde ich meine Untersuchung hier genau in der Ordnung folgen lassen, als mein Aufsatz über die Reformen in der Mineralogie mir hiezu die Veranlassung gibt.

Ueber Memnons Bildsäule.

S. 26.

Die Erörterung der Frage, ob Nordens oder Pococke's Meinung von Memnons Bildsäule die richtige sey, kann zwar nicht das mindeste bey jener Frage entscheiden, ob nämlich die Steinart der Pyramide Basalt ist, oder nicht.

Eben so wenig ist ein reeller literarischer Nutzen davon zu erwarten, wenn man auch wirklich im Stande wäre zu erweisen, daß diese oder jene Bildsäule ganz unstreitig die ächte Statue des Memnons sey. Weder in historischer noch in antiquarischer Hinsicht würde sich irgend etwas wichtiges dadurch aufklären. Die Hieroglyphen können wir nun einmal nicht lesen, und beyde Bildsäulen sind durch Länge der Zeit und durch muthwillige Beschädigungen so entstellt,

entstellt, daß sie kaum noch einer Menschengestalt ähnlich sehen.

Da jedoch schon andere darüber Zweifel erregt haben, welche von den Bildsäulen die man jetzt noch unweit Medinet-Habu findet, diejenige sey welche die Alten für Memnons Bildsäule annahmen, so will ich gelegentlich einige Gründe anführen, nach welchen ich glaube, daß Nordens Vermuthung davon mehr Wahrscheinlichkeit für sich habe, als diejenige welche Pococke vorträgt.

Freylich werden uns die französischen Gelehrten, die sich jetzt in Aegypten aufhalten, demnächst wie ich hoffe, über diesen und ähnliche Gegenstände weit vollständiger und genauer unterrichten, als solches vormals möglich war. Bis dahin aber daß dieses in Erfüllung geht, wird man dasjenige was ich davon sage, leicht als einen nur vorläufigen Versuch mit Billigkeit beurtheilen und aufnehmen.

Um so mehr ist es auch erlaubt über diesen Gegenstand einige Zweifel vorzutragen, da es bis jetzt noch kein bewährter und gründlicher Alterthumsforscher gewagt hat, mit voller Zuversicht und bestimmt hierin zu entscheiden. Selbst nicht Pococke. Er sagt vielmehr sehr bescheiden p. 101.: From the temple I went to the ſtatues, which I ſhall call the coloſſal ſtatues of Memnon. p. 102.: I have already remarked, that in the temple to the eaſt there are remains of two ſtatues of black granite, one has been thought by ſome, to be the famous ſtatues of Memnon; —

non; — others are of opinion, that it was the ſtatue I have already deſcribed, with the inſcriptions on it; in order to judge of which, it may be proper to conſider what the ancient authors ſay on this ſubject, and the arguments on each ſide. Dieſes erfüllt er auch mit aller Treue.

Wenn man die Nachrichten, die ſich von Memnons Bildſäule bey den alten Schriftſtellern finden, alle, ohne Auswahl, ohne ſtrenge Prüfung ihrer Glaubwürdigkeit mit einander vergleicht, ſo enthalten ſie ſo auffallende Widerſprüche und ſo ſonderbare Abweichungen, daß man beynahe berechtiget wäre, überall daran zu zweifeln, ob auch jene ſo berüchtigte Bildſäule vormals wirklich exiſtirt habe. A. van Dale hat dieſe Widerſprüche mit vielem Fleiße zuſammengeſtellt. (A. van Dale de Oraculis. Amſterd. 1700. 4to p 203 bis 209.)

Von den ältern Schriftſtellern verdienen über dieſen Gegenſtand überhaupt nur folgende nachgeſehen zu werden. Strabo Lib. XVII. p. 1170. Plin. Hiſt. Nat. Lib. XXXVI. Sect. 11. Pauſanias in Atticis. Lib. I. cap. 42. Philoſtratus in vita Apollonii Thyan. Lib. VI. c. 4. Iuuenalis in Sat. XV. Von den neuern dagegen nur, Pococke Deſcription of the Eaſt. London. 1745. Vol. 2. fol. pag. 101. ſeq. Norden Voyage en Egypte. Coppenh. 1755. Iablonsky de Memnone. Francof. 1753.

Nach

Nach Anleitung dessen, was sich in diesen Schriftstellern hievon findet, glaube ich nun folgendes bemerken zu dürfen.

1) Es ist ganz unrichtig, wenn Pococke die Entfernung seines Memnons von Nordens Bildsäule, durch einen nur schwankenden Ausdruck, auf eine (Englische) Meile angibt. Schon die ländliche Vorstellung, die uns Norden, Tab. CX. von dieser Gegend mittheilt, verräth es deutlich genug, daß Pococke's Angabe bey weitem zu groß sey. Am sichersten aber entscheidet hier Nordens Aussage, p. 166. und dessen genaue Messung, nach welcher auf dem Grundrisse Tab. CXIII. und dem beygefügten Maaßstabe, Pococke's Memnon, von Nordens Bildsäule, nicht weiter als zwey bis dreyhundert Schritte entfernt ist.

2) Philostratus (a) sagt, daß nahe bey Memnons Bildsäule Hermen ständen, die theils durch die Zeit, theils durch Gewalt sehr gelitten hätten; außerdem aber wären noch Ueberreste von einem Tempel, von einem Foro, und von Säulen dabey befindlich. Plinius (b) gibt den Standort

(a) Philostratus. p. 233. Edit. Olearii. Locum, vbi positus est, antiquo foro similem dicunt esse, qualia fora in olim habitatis, ciuitatibus relinquuntur, vbi et columnarum visuntur rudera et parietum vestigia, sedes item et limina et Hermae, partim manu, partim tempore consumptae.

(b) Plinii H. N. Lib. XXXVI. S. XI. Ed. Hard. p. 734. Non absimilis illi narratur in Thebis delubro Serapis, vt putant Memnonis Statua dicatus.

Standort von Memnons Bildsäule noch genauer an; denn er sagt, daß sie — in einem Tempel gestanden habe.

Neben Pococke's Bildsäule findet sich nun von allem diesen nicht die mindeste Spur, nicht einmal Ueberreste, nach welchen man vermuthen könnte, daß vormals ähnliche Anlagen hier vorhanden gewesen wären, vergl. Norden, Tab. CX. und CXIII. auch p. 166. wo dieser ausdrücklich bemerkt, daß man erst in einer Entfernung von 2 bis 300 Schritten Trümmer und Ueberreste von alten Gebäuden antreffe.

Dagegen aber sieht man alles dieses, und zwar auf das genaueste so wie es im Philostratus und Plinius angegeben ist, unmittelbar um und neben Nordens Bildsäule. Hievon sind die umständlichen Beweise und Nachrichten mitgetheilt, im Pococke p. 100. und 101. auch Tab. XXXV. ferner im Norden p. 170. bis 173. auch Tab. CX. CXII. CXIII. Es versteht sich jedoch von selbst, daß man hier unter Hermen nicht gerade Merkurialische Statüen im Griechischen Style erwarten dürfe, sondern wie billig nur ähnliche Vorstellungen in altägyptischer Manier. (vergl. Vignette S. 67.)

3) Strabo, welcher im Anfange des ersten Jahrhunderts nach C. G. lebte, versichert ganz bestimmt, und zwar als Augenzeuge, daß von Memnons Bildsäule der obere Theil gänzlich getrennt sey, und — niedergeworfen

fen auf der Erde liege. (a) Pausanias, der um die Mitte des 2ten Jahrhunderts nach C. G. lebte, bezeugt ebenfalls, und zwar auch als Augenzeuge, daß noch zu seiner Zeit der obere Theil von dieser Bildsäule — niedergeworfen auf der Erde liege. (b)

Der Pocockesche Coloß, so wie er gegenwärtig da steht, widerspricht nun dieser Angabe in mehr als einer Rücksicht. Denn von dieser Bildsäule liegt der Obertheil — nicht auf der Erde: er ruht vielmehr in seiner gehörigen Stellung — genau auf dem Untertheile, und überhaupt ist soviel gewiß, daß diese Figur — jetzt noch völlig aufgerichtet da stehe. Pococke untersuchte diesen Coloß mit der größten Sorgfalt, und sagt, "daß die untere Hälfte desselben mit samt dem Sitze, auf welchem er ruhet, bis über die Ellenbogen, wo die Arme auf den Lenden liegen, aus

(a) Strabo. Lib. XVII. p. 816. (Amst. 1707. p. 1170.) Hic (vbi Memnonium) cum duo colossi essent de solido lapide inter se propinqui, alter adhuc exstat, alterius vero superiores a sede partes corruerunt, terrae (vt fama est) motu. — Ipse cum Aelio Gallo adessem — sonitum audiui: vtrum a basi, siue a Colosso editus fuerit, non habeo affirmare.

(b) Pausanias. Lib. I. Cap. 42. p. 101. Edit. Kuhnii. Statua ibi est sedentis hominis. Eam multi Memnonis nominant. — Eam Cambyses diffidit: et nunc etiam superior pars a vertice ad medium truncum humi neglecta iacet: reliquum adhuc sedere videtur.

aus einem einzigen Stücke Stein, aus einem Blocke im Ganzen verfertiget sey; daß aber über den Ellenbogen eine Steinscheidung, eine Fuge, ein Bruch, quer durch die ganze Bildsäule gehe, und daß — von hier an, der Obertheil dieser Bildsäule aus fünf aufeinander gesetzten Steinlagen bestehe" (c). Hiemit kommen nun die Beschreibungen und Zeichnungen, welche Norden von eben dieser Bildsäule mittheilt, im Ganzen und in der Hauptsache, völlig überein. (d) Aus diesen so bestimmten Angaben folgt mithin soviel gewiß, daß die gegenwärtige Beschaffenheit der Pocockeschen Bildsäule auf keine Weise mit dem Zustande übereinkommen, worin Strabo sowohl als auch Pausanias,

(c) Pococke. Vol. I. p. 101. The Statue has been broken off at the middle, above the arms, that lie on the hams; and it has been built up with five tier of ftones; one to the top of the clinch of the elbow, another almoft half way up the arms, one to the armpits, the fourth to the neck, and the fifth the head and neck, of one ftone.

(d) Norden. Tab. CX. et p. 166. Toutes deux font de meme grandeur et cette grandeur eft prodigieufe. Elles ont environ 50 pieds Danois de hauteur depuis les bafes des piedeftaux jusqu'au fommet de la tête. p. 167. Il ne me femble pas, que les corps des figures coloffales ayent rien fouffert des mains des hommes. Toute defigurées qu'elles font, on n'y voit pas un feul coup qui foit a reconnoitre; c'eft feulement l'injure du tems qui les a rendües difformes et qui les a privées des parties qui avoient de la faillie.

nias, zu ihrer Zeit, die ächte Bildsäule des Memnons angetroffen haben.

Wenn man dagegen diejenige Bildsäule, welche Norden für Memnons Bildsäule annimmt, mit jenen Angaben des Strabo und Pausanias vergleicht, so wird man eingestehen müssen, daß deren Beschaffenheit allerdings noch jetzt damit übereinkomme. Selbst Pococke sagt davon p. 101.: In the second court (of the Temple) at H. H. (Tab. XXXV.) are remains of two statues of black granite; that to the west, is sitting. — The statue to the east is three feet five inches long in the foot; at a distance from it is the head with the cap; it is three feet six inches long, and behind it is the ornament of the dome leaf. Some persons have thought that one of these is the Statue of Memnon. Dieses beschreibt Norden noch etwas umständlicher. Es heißt nämlich daselbst p. 172.: Sous la lettre G. (Pl. CX. CXII. et CXIII.) est representé le fragment d'un Colosse renversé et à demi enseveli. A peine en decouvre-t-on assés, pour juger qu'il a été assis et dans la meme attitude, que ceux que j'ai decrit dans la Pl. CX. La partie superieure y manque; et il paroit, qu'on a employé la violence, pour le separer. Les marques en sont encore visibles. Tout le corps de ce Colosse etoit d'une seule piece de marbre granit noir. Son piedestal est en quelque facon entier; — Le reste de ce Colosse est telle-

ment

ment defiguré et demembré, qu'il ne me fut pas possible d'en prendre une mesure exacte.

4) Um jenen Zweifel, der allerdings der Pocockeschen Vermuthung sehr entgegen ist, wo möglich zu heben, wird von einigen angenommen, daß der Pocockesche Coleß restaurirt sey. Und freylich, da der Obertheil von Memnons Bildsäule zu den Zeiten des Strabo und Pausanias niedergerissen war, und — auf der Erde lag, dagegen der Obertheil vom Pocockeschen Coloß — jetzt nicht auf der Erde liegt, sondern völlig in seiner gehörigen Stellung auf dem Untertheile ruht, steinerne Bildsäulen aber, wenn sie einmal zu Falle gekommen sind, sich, meines Wissens, nicht von selbst wieder aufrichten; so muß derjenige, der den Pocockeschen Coloß für jene Bildsäule halten will, auch schlechterdings eine Restaurirung annehmen. Eben daher macht Pococke p. 105. folgende Bemerkung:
As to what Iuvenal mentions,

Dimidio magicae resonant vbi Memnone chordae.
Satyr. XV.

no more can be implied than that the sound came from the half of the statue that remained. Though the testimony of a poet is of no great weight, yet it must be observed, that it was the half that remained of the statue that uttered the sound; that whenever it was repaired, the stones laid on it were not to be considered as a part of the miraculous statue, as they pretended it to

be,

be, but only what was left of the ancient ſtatue that made a noiſe about ſun riſe; not but that the ſtatue might be as well repaired after Iuvenal's time as before it, and if it was repaired before his time, Iuvenal might be ignorant of it when he writ that Satyr. And in caſe it was then repaired, and that he knew it, yet it might ſtill be ſaid, that the half of the ſtatue uttered the ſound.

Bruce, wo er von eben dieſer Bildſäule redet, ſagt ebenfalls: The northmoſt is a good deal more mutilated. It was probably broken by Cambyſes; and they have ſince endeavoured to repair it. (ſ. I. Bruce's Travels to diſcover the Source of the Nile. Edinburgh. 1790. 4. Vol. I. p. 120.)

Allein dagegen, daß der Obertheil der Pocockeſchen Bildſäule durch eine Reſtauration wieder aufgeſetzt ſey, treten ſo viele und ſo wichtige Bedenken ein, daß ſolches, bey genauer Unterſuchung, von einem unpartheyiſchen Alterthumsforſcher auf keine Weiſe angenommen werden darf.

Erſtlich findet ſich weder in den ältern Schriftſtellern noch in Sagen irgendwo einige Nachricht, oder nur eine entfernte Anleitung, wodurch man dieſe Vermuthung einigermaßen unterſtützen könnte.

Ferner: Strabo und Pauſanias ſagen ausdrücklich, daß der Obertheil von Memnons Bildſäule gewalt=

waltsamerweise davon getrennt sey. Geschah dieses nun vollends, wie Pausanias und andere (a) behaupten, vorsetzlich und aus Muthwillen auf Befehl des Cambyses, so läßt sich gar nicht denken, daß eine gewaltsame Abschlagung des Obertheils von einem so übergroßen Coloß so sorgfältig, so behutsam könne ausgeführt seyn, daß nachher bey einer Restaurirung alle Steinscheidungen oder Fugen der fünf Steinlagen, woraus jetzt der Obertheil besteht, nur einigermaßen wieder so genau und gut auf einander gepaßt hätten, so daß die Verhältnisse der ganzen Bildsäule dadurch nicht außerordentlich gelitten haben sollten, auch die Hieroglyphen am Rücken derselben so vollständig erhalten wären.

Ferner: War die Abschlagung oder Trennung des Obertheils durch irgend eine Gewalt ausgeführt, so würde man jetzt noch zuverläßig einige Spuren davon entdecken können. Allein Norden sagt p. 167. ausdrücklich: Il ne me semble pas, que les corps des Figures Colossales ayent rien soufferts des mains des Hommes. Toutes defigurées qu'elles sont, on n'y voit pas un seul coup qui soit à reconnoitre, c'est seulement l'injure du tems, qui les a renduës difformes, et qui les a privées des parties, qui avoient de la saillie.

Ferner:

(a) Iablonsky in Synt. de Memnone. Cap. III. p. 72. führt mehrere Schriftsteller an, welche dieses versichern.

Ferner: Noch zu den Zeiten des Pausanias lag der Obertheil von Memnons Bildsäule an der Erde. Wie läßt es sich denken, daß die Trümmer, die mithin damals schon über 700 Jahr allen Beschädigungen an der Erde ausgesetzt waren, dennoch so unbeschädigt erhalten wären, daß sie bey einer Restauration ohne Einflickung kleiner Bruchstücke und fremdartiger Steine so genau wieder aufeinander gepaßt hätten, als sie gegenwärtig da stehen: zuverlässig würde alsdann ein auffallender Unterschied in den Verhältnissen, in der Höhe, und auch an den Hieroglyphen gegen die unmittelbar daneben stehende Bildsäule zu bemerken seyn.

Ferner: die Restaurirung einer Bildsäule von dieser Größe, und besonders in dieser Gegend, wäre gewiß kein geringes Unternehmen gewesen. Gesetzt aber, daß es wirklich geschehen sey, so bin ich überzeugt, daß derjenige der dieses ausgeführt hätte, seinen Namen und diese That ungleich eher durch eine Inschrift an dieser Bildsäule würde verewigt haben, als die, welche nur den dumpfen Laut derselben gehört hatten. Die vielen hier schon vorhandenen Inschriften hätten ihn ja von selbst daran erinnern und dazu auffordern müssen, und er würde um so eher diesen Gedanken ausgeführt haben, da die ganze Rückseite des Fußgestelles noch unberührt ist.

Endlich auf der Brust von diesem Coloß sind eben solche Inschriften angebracht als an den Beinen. (vergl. Norden

p. 167.) Es wird wohl niemand behaupten wollen, daß diese Inschriften damals schon auf der Brust gestanden hätten, als zu Strabo's und Pausanias Zeiten dieser Obertheil an der Erde lag. Wie äußerst unglaublich ist es aber, daß diese Inschriften, die so kurze Zeit nach der Restauration, und zwar unmittelbar auf den restaurirten Obertheil angebracht wären, dieses allerdings wichtige Unternehmen und dessen Urheber nicht wenigstens mit einer Sylbe erwähnt hätten, wenn es nur jemals wäre ausgeführt worden.

Kurz, ein Alterthumsforscher, der mit dem Geschäfte, wie dergleichen Bildsäulen restaurirt werden, nur einigermaßen practisch bekannt ist, wird, nach Verbindung der hier aufgeführten Zweifel, gewiß eingestehen, daß von der Pocockeschen Bildsäule der Obertheil niemals gewaltsamer Weise abgeschlagen sey, daß er nach seiner ersten Aufrichtung nie wieder auf der Erde gelegen habe, daß solcher nicht durch eine Restaurirung wieder aufgesetzt worden, daß er vielmehr gleich bey der ersten Errichtung aus den fünf verschiedenen Steinlagen zusammengesetzt sey, und endlich, daß die Steinscheidungen oder Fugen, welche man jetzt daran bemerkt, unstreitig noch die ersten ursprünglichen Lagen sind, worin diese Steine gleich anfangs gelegt wurden.

5) Ich habe vorhin schon bemerkt, daß sowohl nach Strabo's, als auch nach Pausanias Aussagen von Memnons

nons Bildsäule der Obertheil — gewaltsamerweise getrennt war, daß jedoch an der Pocockeschen Bildsäule von einer solchen gewaltsamen Trennung oder Abschlagung nicht das mindeste zu bemerken sey. Pococke sagt davon gar nichts, Norden aber p. 167. Il ne me semble pas, que les corps des Figures Colossales ayent rien soufferts des mains des Hommes. — on n'y voit pas un seul coup qui soit à reconnoitre; c'est seulement l'injure du tems, qui les a renduës difformes, et qui les a privées des parties, qui avoient de la saillie.

Dagegen ist nun eine gewaltsame Trennung und Abschlagung des Obertheils allerdings an Nordens Bildsäule noch jetzt zu sehen. Norden versichert nämlich p. 172. La partie superieure y manque; et il paroit, qu'on a employé la violence pour la separer. Les marques en sont encore visibles etc.

6) Beym Philostratus heißt es in Vita Apollonii Lib. VI. c. 4. ex Ed. Olearii. p. 233. Memnonis Statuam ex lapide esse nigro dicunt (λίϑȣ δε εἶναι μέλανος). Ferner in Iconum Lib. I. VII. Memnon. p. 733. Neque nigrum quidem diseris Memnona, nam quae ipsi inest purissimam nigredinem subnitere quodammodo videas. Ferner in Callistrati Stat. Descript. I. p. 891. Hoc intuitu simulacrum, Aethiopicum Marmor (τον Αιϑιοπων λίϑον) Memnonis vocale extitisse credimus. Noch versichert Plin. in H. N. L. XXXVI. Sect. XI. ex

Ed.

Ed. Hard. p. 734. Invenit eadem Aegyptus in Aethiopia, quam vocant Basalten, ferrei coloris atque duritiae. — Non absimilis illi narratur in Thebis delubro serapis, vt putant Memnonis Statua dicatur.

Aus diesen verschiedenen Angaben des Philostratus und Plinius ergibt sich nun so viel, daß es damals als eine allgemein bekannte Sache und als ausgemacht angenommen wurde, daß Memnons Bildsäule aus einem — schwarzen Steine verfertigt sey.

So oberflächlich, unbestimmt und verworren die Angaben auch immer sind, die man beym Pococke sowohl als beym Norden von der Steinart der Pockeschen Bildsäule findet, so erhellet dennoch so viel mit aller Gewißheit daraus, daß sie weder schwarz sey, noch überhaupt einige Aehnlichkeit mit dem Lapide Aethiopico oder mit dem Basalte habe.

Pococke beschreibt die Steinart von seiner Bildsäule folgendermaßen p. 101.: They are of a very particular sort of porous hard granite, such as I never saw before; it most resembles the eagle stone.

Norden dagegen p. 167. Elles sont faites toutes deux de divers blocs d'une sorte de pierre sablonneuse et grisâtre, qui semble avoir été tirée de quelques-une des Grottes, qu'on remarque en grande quantité dans les Montagnes voisines.

Les Chaises semblent être d'une seule piece et faites de la même sorte de pierre que le reste. Elles paroissent pourtant un peu plus brunes et un peu plus dures.

Les deux figures Isiaques, qui ornent le bout des chaises à chaque coin paroissent plus blanches et d'un grain plus fin que le reste.

Wenn man das Pococke'sche Werk nur einigermaßen mit Aufmerksamkeit durchgeht, so ergibt sich sogleich, daß bey so vielen andern Kenntnissen, die von den Steinarten diejenige sey, worin er wenig oder gar nicht bewandert war. Seine Angabe von der Steinart woraus dieser Coloß verfertigt ist, wäre allein schon hinlänglich, um dieses zu beweisen. Wie ist es möglich, daß solches eine Art von Granit sey, und daß zur nähern Bestimmung — der Adlerstein angeführt werde!!!

Hingegen sieht man leicht, daß Norden, der in Rücksicht so viel anderer Sprach- und historischer Kenntnisse dem Pococke allerdings nachsteht, dennoch, was die Kenntniß der Steinarten anbetrifft, weit gründlicher und zuverlässiger sey, als Pococke.

Wenn man nun, nach beyden oberflächlichen Angaben, die Steinart von der Pocockeschen Bildsäule doch etwas genauer bestimmen soll, so vermuthe ich aus mehreren Gründen, daß solches eine sogenannte Fels-Wacke sey, die ziemlich hart und fest, auch im Bruche feinkörnig ist, deren

Farbe aber sich nicht durchgehends gleich bleibt, sondern an einigen Stellen in das Graue fällt, an andern in das Braune und wieder an andern in das Weißliche übergeht.

Es mag übrigens diese Steinart seyn welche sie wolle, so ist immer so viel gewiß, daß sie mit den Angaben des Philostratus und Plinius auf keine Weise überein komme.

Dagegen ist aber die von Norden nachgewiesene Bildsäule ganz unstreitig schwarz, und die Steinart derselben hat, dem äußern Ansehen nach, allerdings viel Aehnlichkeit mit dem Basalte. Denn beyde Schriftsteller, Pococke sowohl p. 101. als Norden p. 172. kommen ganz bestimmt darin überein, daß sie schwarzer Granit sey.

Die Bemerkungen, die ich bis jetzt ausgeführt habe, streiten nun durchgehends, und, wie mich dünkt, ganz offenbar — gegen die Pococksche Vermuthung, — reden aber im Gegentheile der von Norden geäußerten Vermuthung in mehr als einer Rücksicht das Wort.

Jetzt will ich noch einige Angaben untersuchen, die zwar hin und wieder von andern als brauchbar angenommen sind, die aber, meiner Einsicht nach, bey der gegenwärtigen Untersuchung gar nichts entscheiden.

7) Strabo sagt l. c. daß in der Gegend des Memnoniums zwey Bildsäulen nicht weit von einander ständen, wovon die eine die des Memnons sey.

Aus

Aus dieser Angabe läßt sich nicht das mindeste weder für die Pocockesche noch für die Nordensche Hypothese folgern. Denn eben so, wie nicht weit vom Pockeschen Coloß ein zweyter Coloß steht, findet sich dieses auch bey Nordens Bildsäule.

Pococke p. 101. 102. und Tab. XXXV. und Norden p. 170. bis 173., auch Tab. CX. und CXIII.

8) Wenn Strabo (a) sowohl, als Pausanias (b) den Standort von Memnons Bildsäule dadurch bestimmen, daß es im Aegyptischen Theben, bey den Syringen, auf der Westseite des Nils, nicht weit von den Gräbern der Könige von Theben sey, so kann dieses so wenig für Pococke's als für Nordens Meinung zu einiger Bestimmung dienen. Diese allgemeine Angabe paßt eben so genau auf die eine als auf die andere Bildsäule.

Norden Tab. CX. und CXIII.

9) Die sitzende Stellung, in welcher nach Strabo's, Pausanias und Philostratus Aussage, die Bildsäule des Memnons hier angetroffen wurde, gibt keiner von beyden Hypothesen einiges Uebergewicht. Nordens Bildsäule hat völlig eben dieselbe sitzende Stellung, welche die Pocockesche Bildsäule hat.

vergl. Norden p. 172.

10) Die

(a) Lib. XVII. p. 816. Ed. Amst. 1707. p. 1170.

(b) Lib. I. Cap. 42. p. 101. ed Kuhnii.

10) Die Inschriften endlich an Pococke's Bildsäule beweisen, wenigstens nach meiner Ueberzeugung, und wenn man nur einigermaßen ohne Vorliebe darüber nachdenken will, gewiß sehr wenig und im Grunde wohl gar nichts. Eine unter öffentlicher Autorität beglaubte Inschrift, die mit Errichtung dieser Bildsäule nur einigermaßen gleichzeitig wäre, findet sich, außer den Hieroglyphen, daran nicht. Von jenen sogenannten Inschriften läßt sich das Alter zwar nicht durchgehends angeben, indessen wird wohl niemand nachweisen können und behaupten wollen, daß sie älter wären als das erste Jahrhundert nach C. G. Sie sind also gewiß an die Tausend Jahr jünger als die Errichtung von der Bildsäule des Memnons. Ueberall aber gehören diese Inschriften hier offenbar in die Klasse derjenigen Denksprüche und Gelegenheits-Einfälle, womit junge Reisende, unzuverlässige Kunstdilettanten und Abentheursritter, noch in unsern Tagen, die Wände und Bildsäulen von sehenswürdigen Schlössern und Gebäuden zu verzieren pflegen, um wo möglich ihren Namen zu verewigen. Ein vorsichtiger und judiciöser Alterthumsforscher wird auf dergleichen Anschreibereyen nie ein großes Gewicht legen, und zwar alsdann um so weniger, wenn ihr Verfasser unbekannt und die Glaubwürdigkeit desselben unerwiesen ist, am allerwenigsten aber, wenn die übrigen Verhältnisse mit solch einer Angabe gradezu im Widerspruche stehen.

Eine

Eine einzige Inschrift ausgenommen, von welcher ich nachher umständlich reden werde, enthalten die übrigen nur ganz allgemeine Nachrichten vom Memnon, von dem Tone, den dieser oder jener hier gehört haben will, und was dergleichen mehr ist. Der größte Theil derselben sagt nichts mehr als: Audiui Memnonem. Audit Memnonem, u. s. w. (a) Dies ist offenbar nichts mehr, als nur ein sehr allgemeines und unbestimmtes Zeugniß von dem auffallenden Wunder, welches ein oder anderer in dieser Gegend erlebt haben wollte. Allein die Römer und Griechen hielten es für ein so ehrenvolles Abentheuer, für ein so glänzendes Unternehmen, wenn sie nach Aegypten gereist waren und den Laut von Memnons Bildsäule gehört hatten, daß sie dieses auch gern noch der Nachwelt von sich wollten wissen lassen. Dies beweisen nicht allein schon diese Inschriften, sondern auch Tacitus, wenn er Lib. II. Annal. c. 61. erzählt: Ceterum Germanicus aliis quoque miraculis intendit animum, quorum praecipua fuere, Memnonis saxea effigies, vbi radiis solis icta est, vocalem sonum reddens. Man versetze sich also nur auf einen Augenblick in jene Gegend, und prüfe sich, wohin man, bey einer solchen Stimmung der Seele, wohl seinen

Namen

(a) Dieserhalb ist weiter nachzusehen: Pococke. Tom. I. Tab. 38. et 39. p. 104. Norden Pl. CXI. Jablonsky de Memnone. p. 84. seq. auch p. 110. et 111.

Namen würde eingegraben haben, wenn man nämlich die Absicht hatte, daß er für die Nachwelt auch sicher erhalten werden sollte. Ich bekenne wenigstens, daß ich alsdann ganz zuverlässig, weder Nordens niedergeworfene Bildsäule, die überdem ein eisenharter Granit ist, noch die dabey stehenden, mit Hieroglyphen durchaus überzogenen, ebenfalls aus Granit erbaueten Ruinen, hiezu würde erwählt haben, sondern sicherlich den nur dreyhundert Schritte davon stehenden Coloß. Denn die Eitelkeit, seinen Namen hier auf die Nachwelt zu bringen, konnte in dieser ganzen Gegend gewiß nirgends so sicher und so leicht befriediget werden, als gerade nur an der Pocockeschen Bildsäule. Dies war das einzige hier noch völlig erhaltene Denkmal. Ein Coloß der ersten Größe, der über die ganze Gegend zu herrschen schien; der nur dreyhundert Schritte von Memnons Bildsäule entfernt war; von dem man mit Gewißheit voraussah, daß jeder Reisende, der Memnons Bildsäule besuchte, schlechterdings auch diesen Coloß mit Aufmerksamkeit betrachten würde; der aus einer solchen Steinart bestand, daß es hier weit weniger Mühe als im festen Granit erforderte, um seinen Namen und sein Andenken zu verewigen; auf dessen Grundfarbe dergleichen Inschriften auch lesbar erscheinen, welches dagegen, wenigstens in eben der einfachen Manier, auf schwarzem Granite beynahe unmöglich ist; durch dessen ansehnlichen Höhe die Inschriften gegen zu leichte und unvorsätzliche Beschädigungen

gen auf immer gesichert wurden; und der endlich von niemandem betrachtet werden konnte, ohne daß nicht die Namen seiner Vorgänger ihm zugleich mit ins Auge fallen mußten. Es bedurfte also nur eines einzigen Mannes, der so dachte, und ich bin versichert, daß ein jeder die stolze Absicht dieses Vorgängers sogleich errathen hätte, auch dann seinem Beyspiele gefolgt wäre.

Von diesen Inschriften, welche sich am Pocockeschen Coloß finden, hatte ich eine vorhin ausdrücklich ausgenommen.

Es ist dieses eben dieselbe, welche schon Jablonsky in Syntagm de Memnone, pag. 72. et 99. als besonders merkwürdig angibt, und pag. 72. hat er davon folgendes als vorzüglich wichtig ausgehoben:

ΕΘΡΑΥCΕ ΚΑΜΒΥCΗC ΜΕ ΤΟΝΔΕ ΤΟΝ ΛΙΘΟΝ
ΒΑCΙΛΕΟC (ΗΛΙΟΥ) ΕΙΚΟΝΑ ΕΚΜΕΜΑΓΜΕΝΟΝ
etc.

id est:

Cambyses vulneravit me lapidem huncce
Qui regis solis imaginem expressam refert.

Es war mir sehr daran gelegen, auch von dieser Inschrift etwas genauer urtheilen zu können. Einer meiner Freunde, nämlich der Herr Abt Pott zu Helmstedt, dessen Verdienste als Gelehrter und als Sprachforscher schon hinlänglich bekannt sind, hat mir daher einen umständlichen Unterricht darüber mitgetheilt. Ich bin nun überzeugt, daß dessen

dessen so gelehrte Entzifferung dieser Inschrift sowohl als noch einer zweyten, andern Freunden der Literatur ebenfalls werde willkommen seyn.

Es schien mir daher in mehr als einer Rücksicht sehr zweckmäßig, selbst rathsam, die von meinem Freunde mit eben so vielem Scharfsinne als Gelehrsamkeit ausgeführte Erklärung hier vollständig beyzufügen. Sie findet sich also unmittelbar am Schlusse des gegenwärtigen Aufsatzes.

Da diese Erklärung aber auch alles, was ich davon sagen könnte, schon vollständig enthält, so kann ich mein Urtheil desto kürzer fassen.

Die Inschrift, von welcher hier vorzüglich die Rede ist, findet sich in dem Aufsatze meines Freundes, mit Nr. 21. bezeichnet. Sie lautet in der Uebersetzung folgendermaßen:

Kambyses zertrümmerte mich, diese Säule,
Das Bildniß des huldreichsten Königs darstellend,
Ein Klagton war weyland mir eigen, der Memnons
Geschicke beseufzte: den nahm mir Kambyses.
Ha! dumpf und undeutlich sind jetzt diese Töne!
Wie schmerzt mich der Unfall, den Wahnwitz einst zeugte!

Hier sind zwey Fälle gleich möglich:
entweder war dieses Epigramm ein Gedichtchen, wo Memnons Bildsäule nur redend eingeführt wurde, welches mir auch um so wahrscheinlicher ist, da der Herr Abt Pott nachge-

nachgewiesen hat, daß sich dasselbe wirklich scandiren lasse; oder aber der Reisende, der dieses Gedichtchen hier anschrieb, war nicht allein der Verfasser davon, sondern hielt auch eben diesen Coloß für die ächte alte Bildsäule des Memnons.

Im ersten Falle konnte der Reisende ein solches Gedichtchen, welches vorher schon bekannt und im Umlaufe war, mit gleichem Rechte an sehr viel andern Orten und Bildsäulen in dieser Gegend anschreiben, ohne dadurch nur im mindesten etwas bestimmen zu wollen, und ohne, als Freund der Dichtkunst, hiedurch irgend eine unjudiciöse Handlung zu begehen.

Im zweyten Falle beweist diese Inschrift nicht das allergeringste weiter, als — daß dieser ungenannte Reisende diesen Coloß für Memnons Bildsäule hielt.

Es ist zwar nichts weniger als erwiesen, daß hier der zweyte Fall anzunehmen sey; allein gesetzt, es sey wirklich so, so frage ich jeden denkenden Alterthumsforscher, ob die völlig unbeglaubte Aussage eines einzigen und zwar ganz unbekannten Reisenden, denen von Nr. 2. bis 6 von mir ausgeführten Gründen, nur im mindesten das Gegengewicht halte. Ich zweifle sehr, daß man aus Ueberzeugung und nach richtiger Vergleichung der Gründe und Gegengründe so etwas behaupten wolle.

Aber noch mehr. Bruce versichert ausdrücklich, daß sich auf — beyden Bildsäulen eine große Menge von griechischen

chischen und lateinischen Inschriften fänden, deren Inhalt angäbe, daß mehrere Reisende und Fremde den Laut gehört hätten, den Memnons Bildsäule beym Aufgange der Sonne von sich gebe. Sollen nun dergleichen Inschriften auf der Pocockeschen Bildsäule es unwidersprechlich beweisen, daß sie die ächte Bildsäule des Memnons sey, so müssen nach gleichem Rechte, die gleichlautenden auf der zweyten Bildsäule befindlichen Inschriften, für diese zweyte, grade ein und eben dasselbe beweisen; und so hätte man denn, mittelst einer so bequemen Demonstrirkunst und Logik, uns richtig zwey ächte Memnonsbildsäulen, statt einer, herausdemonstrirt.

Dies sey nun genug, um von meiner Vermuthung einige Rechenschaft zu geben. Ob ich richtig geurtheilt habe, mag der Kenner entscheiden; nur bitte ich zu bedenken, ob eine solche Meinung, wobey alle Nachrichten der Alten unter sich in Harmonie bleiben, ohne dabey etwas willkührliches vorauszusetzen, und womit alles, was und wie wir es noch vor uns sehen, genau übereinkommt, nicht allerdings einen Vorzug vor einer solchen Meinung verdiene, wobey nicht alle Nachrichten der Alten mehr zusammentreffen, womit das, was und wie wir es noch sehen, nicht übereinkommt, und wobey man überdem eine Voraussezzung annehmen muß, die ich wenigstens für äußerst unwahrscheinlich halte, und wovon man auch nicht die mindeste Nachricht oder Anleitung nachweisen kann.

Hoffent=

Hoffentlich werden uns die französischen Gelehrten über alles dieses die sichersten und vollständigsten Aufschlüsse mit nächstem mittheilen; und dann ist es leicht zu entscheiden, ob Nordens, oder Pococke's, oder gar noch eine dritte Vermuthung, nur die richtige sey.

Ver=

Versuch einer Erklärung
zweyer Inschriften an der Memnonssäule
nach
der Pocockeschen Abbildung
(Tab. XXIX. p. 105.)
von

D. David Julius Pott,
Abt des Klosters Marienthal und öffentl. ordentl. Professor der Theologie zu Helmstedt.

Der Versuch, die Inschrift Nr. 20. am linken Schenkel der Pocockeschen Memnonssäule zu erklären, hatte blos in der — nachmals von mir falsch befundenen — Voraussetzung seinen Grund, daß diese Inschrift mit der gleich folgenden, um welche es mir hauptsächlich zu thun war, vielleicht in irgend einem Zusammenhange stehen möchte. Das Wenige, was ich hier mit Gewißheit herausbrachte, beschränkt sich darauf: "daß die Inschrift von einer gewissen Cäcilia herrühre, die einst die Memnonssäule tönen hörte," denn nur die letzten Worte derselben scheinen lesbar und deutlich. Alles Uebrige, fürchte ich selbst, wird meinen Lesern als schwankende Conjectur erscheinen, die aber vielleicht einen Geübteren weiter führt. Nur in diesem Be-

Bayerische Staatsbibliothek München

Betrachte darf ich einige schonende Nachsicht für die Bekanntmachung hoffen.

Die ein und zwanzigste Inschrift aber zu entziffern, dazu verleitete mich nicht etwa die Anmaaßung, etwas besseres darüber sagen zu können, als Jablonsky, (a) der Sprach- und Alterthumskunde in gleich hohem Grade verband; sondern die schmeichelhafte, und von unverdientem Zutrauen gegen mich zeugende Aufforderung des Hrn. Grafen von Veltheim, und der Wunsch, auch durch philologische Bemühungen dieser Art, meinen etwanigen Beobachtungsgeist zu üben und zu schärfen. Ich sah daher mit Fleiß die Jablonskysche Erklärung vor dieser Arbeit gar nicht an, um desto unbefangener mit eigenen Augen zu sehen, und mich durch das Urtheil dieses Gelehrten nicht bestechen zu lassen. Große Freude mußte es mir daher gewähren, als ich nachher wahrnahm, daß ich in manchen Stücken ganz mit ihm zusammentraf. Indessen weiche ich in vielen andern wieder bedeutend von ihm ab. Ohne die Bescheidenheit zu verletzen, glaube ich selbst urtheilen zu dürfen, daß die Jablonskysche Erklärung einen schöneren, aber hin und wieder weniger durch die Buchstaben der Inschrift verbürgten, die meinige hingegen einen minder schönen, aber den Buchstaben getreueren Sinn geben dürfte.

Ich

(a) De Memnone Graecorum et Aegyptiorum p. 99.

Ich will nur noch einige Bemerkungen voranschicken, welche man, nach meiner Einsicht, bey Entzifferung nicht blos dieser, sondern auch andrer Inschriften an dieser Bildsäule vor Augen behalten muß. Außerdem nämlich, daß darin verschiedene Dialecte herrschen,

1) stößt man hin und wieder auf vorsetzliche Abkürzungen. z. B. MNON statt MEMNON Inschr. 11.

2) Dagegen finden sich desto häufigere Auslassungen einzelner Buchstaben, nicht blos wo ein Riß im Steine (den ich durch längere und kürzere Querstriche, nach Maaßgabe der Breite des Risses, zu bezeichnen gesucht habe,) sie zerstört hat; sondern auch im vollständigen und ungestörten Contexte. Die letzteren möchten dann wohl aus Nachlässigkeit, sey es des alten Stelographen, oder dessen der die Inschriften copirte, oder beyder, herzuleiten seyn. z. B. ΓΕΓΑΦΑ, statt ΓΕΓΡΑΦΑ. Inschr. 19. ΩΑC statt ΩΡΑC Inschr. 6. ꝛc.

3) Aus eben der Ursache mögen auch die vielen falschen Zeichnungen mehrerer, andern ähnlicher, Buchstaben rühren. z. B. ΛΔΡΙΑΝΟC für ΑΔΡΙΑΝΟC, Inschr. 2. So auch ΠΡΟCΚΥΝΝCΟCΙ für ΠΡΟCΚΥΝΗCΟCΙ, Inschr. 22. u. s. w.

4) Da auch compendia scribendi, nach welchen ein Buchstabe doppelt gelesen oder für zwey verschiedene in einander gezogene Buchstaben gehalten seyn will, oder die letzten Buchstaben des vorhergehenden Worts zugleich als

Anfangsbuchstaben des folgenden betrachtet werden müssen, mit der lapidarischen Schreibart vereinbar sind; so darf davon auch hier ein, wiewohl vorsichtiger und nicht zu gekünstelter, Gebrauch gemacht werden.

Zu desto mehrerer Deutlichkeit schicke ich die Inschriften selbst, wie sie an der Bildsäule lauten, mit derjenigen diplomatischen Genauigkeit voran, welche beym Gebrauche unsrer gewöhnlichen Lettern erreichbar ist; lasse hiernächst die Auflösung mit gewöhnlichen Buchstaben, und eine Uebersetzung folgen, und suche am Ende beyde durch Anmerkungen zu rechtfertigen.

Erklärung der Inschrift Nr. 20.

ΚΑΙΚΙΛΙΛ[2]ΤΡΕΒΟΥΜΑCΩΗΔΑΜΑΡ[3]ΤΟC[4]ΙΙΝΕΧΟ-
ΜΟCΟ[5]ΝΦΘΕΓΓΗ ΕΓΡΑΨΑΑΚΟΥCΑCΑΤΟΥΔΕ-
ΜΕΜΝΟΝΟC.

Auflösung.

I.

Καικιλια[2], Τρεβουνιας[3] ἡ δαμαρ[4], τοση, ην εξοιμωζων[5] φθεγγη, εγραψα· ακουσασα του δε Μεμνονος.

II.

Καικιλια, Τρεβουνιας ἡ δαμαρ, τοσσην εχομ', ὁσσον φθεγγη. Εγραψα ακουσασα του δε Μεμνονος.

Ueber=

Uebersetzung

I.

(Ich,) Cäcilia, Gattin des Trebonius, habe schon so oft, wenn du klagend töntest, (hieher) geschrieben: "ich habe den Memnon gehört."

II.

(Ich) Cäcilia, Gattin des Trebonius, werde so oft entzückt, als du ertönst. Dies schrieb ich, als ich so eben diesen Memnon gehört hatte.

Anmerkungen.

2) Statt KAIKIΛIA muß KαικιΛιA gelesen werden. (S. 99. Nr. 3.)

3) ΤΡΕΒΟΥΜΑC kann schwerlich der Genitiv von irgend einem nom. propr. seyn; denn wie sollte der Nominativ lauten? Wäre auch der Name Aegyptisch, so würde doch der Genitiv hier eine Griechische Endung haben. Ueberdem läßt der Römische Name der Frau auch einen Römischen Mann vermuthen. Ich möchte daher lieber Τρεβουνιας (für Τρεβονιας) lesen. Trebonius aber war ein sehr bekannter Römischer Name, der in Gruteri Corp. Inscr. zwölf mal, so wie der weibliche Name Trebonia sieben mal vorkommt. Dann wäre Τρεβουνιας ἡ δαμαρ so viel als Τρεβονιου ἡ δαμαρ; gleichsam Treboniana. An Beyspielen solcher, von einem nom. prop. abgeleiteten

nomi-

nominum femin., die wie potronymica feminina lauten, und adjectivisch gebraucht werden, fehlt es nicht. Ich darf nur der Pelias hasta bey Römischen Dichtern erwähnen, statt hasta Pelidae. — Diese Leseart ΤρεβουΝΙας für ΤρεβουΜας, wie es in der Steinschrift lautet, ist auch wohl dadurch hinlänglich gerechtfertigt, daß aus Zusammenrückung des N und I leicht ein anscheinendes M entstehen konnte, zumahl da das N, wie die vor mir liegende und andre Inschriften beweisen, nicht ganz gradeauf zu stehen, sondern sich etwas rechts zu neigen pflegt, und da das N quadratum in Steinschriften oft die Form eines M hat, an welchem der letzte Strich fehlt. — ΤρεβΟΥνιας aber für ΤρεβΟνιας zu nehmen, leidet vollends kein Bedenken, da die Dichter ο und ω oft des Versmaaßes wegen mit ου vertauschen. Wer übrigens jene Cäcilia und dieser Trebonius waren, läßt sich wohl nicht weiter bestimmen.

Das Zeichen, das auf diesen Namen in der Inschrift folgt, und einem umgekehrten Π am ähnlichsten sieht, ist mir unverständlich. Nach Scaliger im Indice ad Gruteri Corp. Inscr. p. XC. bezeichnen die umgekehrten Buchstaben in Steinschriften, weibliche Vornahmen; wie z. B. ꟽ Marcia, (Gruter T. II. p. 977. n. 13) Ↄ Caia, Ꮖ Kara, oder Caia, (Gruter T. II. p. 995. n. 8). ⅂ Lucia, oder vielleicht Titia. Sonach könnte ꟷ Publia bedeuten; müßte dann aber hier vor Καικιλια

stehen,

stehen. Eben so unwahrscheinlich ist es, daß Ц eine ungewöhnliche Form des digamm. aeol. seyn möchte, da dies wenigstens in den folgenden Inschriften immer gehörig wie ein liegendes П gezeichnet ist.

4) Δαμαρ, Gattin, Gemahlin; der ehrenvollere, und besonders bey Dichtern übliche Ausdruck für γυνη, Frau. S. Stephani Thes.

5) Bey den Worten TOCIINEXOMOCON trennen sich die beyden gegebenen Auflösungen und Uebersetzungen. Von jeder insbesondere.

Ueber die erste Auflösung.

In TOCIIN sind entweder die beyden Jod nach einem verschiedenen Dialecte für zwey Jta zu nehmen, oder zwischen den beyden II fehlt der Querstrich, wodurch ein H herauskäme, das dann nach S. 99. Nr. 4. so wohl zum Vorhergehenden als Folgenden gezogen werden müßte. In beyden Fällen kommt τοση, ην heraus. Dies τοση stände dann, dem Sinne nach, für das adverb. τοσακις, toties, und ην, wie beym Homer und anderen, für das gewöhnlichere εαν. Uebrigens wird jenes τοση, aus Inschr. 17. deutlich, wo dieselbe Cäcilia sagt: δευτερον ακουσασα Μεμνονος; "schon zum zweyten mahle habe ich den Memnon gehört." Indessen gestehe ich zu, daß τοση für τοσακις immer etwas schwierig bleibt, da es am Sprachgebrauche fehlen möchte. Mildern aber ließe sich vielleicht

die

die Schwierigkeit durch Zusammenhaltung der beyden Umstände, daß von der einen Seite die adjectiva überhaupt oft adverbialiter benutzt werden, und daß von der anderen Seite τοσοι, αι, α, beym Homer und anderen nicht blos tanti, ae, a, sondern auch tot bedeutet. (Vergl. Stephani Thes.) Man könnte der Schwierigkeit auch wohl dadurch abhelfen, daß man δαμαρ τοση zusammennähme.: "Ich, Cäcilia, die angesehene Gemahlin des Trebonius, ꝛc." aber wer wird sie gern in diesem anmaaßlichen Tone reden lassen?

In EXOMOCON nehme ich X für Ξ, O für OI und C für Z. Die erste Vertauschung rechtfertigt sich aus mehreren Inschriften an eben dieser Memnonssäule; die zweyte theils aus mehreren Dialecten, theils daraus, daß vielleicht die Verfasserin den vorderen Strich des folgenden M zugleich mit für I genommen wissen wollte; (S. 99. Nr. 4.) die dritte endlich aus einer falschen Aussprache des Z wie Σ, so daß beyde von Ungelehrten leicht mit einander vertauscht wurden. Dies beweiset z. B. das κοζμω statt κοσμω bey Gruter T. I. p. 86. n. 8.; der Name Zozo statt Soso bey Reinesius, Inscr. ant. Class. I. n. 278 p. 239 (wo aber statt Zozo fehlerhaft die Zahl 2020 gedruckt ist, vergl. den Index;) Byzinus statt Byssinus, bey Reinesius Class. XX. n. 149. p. 933. Aus eben dem Grunde werden auch C und S in Inschriften verwechselt: z. B. Centius statt Sentius, Socceius

statt

statt Cocceius, Gennusius statt Gennucius. — Εξοιμωζων aber, das auf diese Art herauskommt, heißt ejulans, in ejulatus erumpens, und εξοιμωζων φθεγγη ist Anrede an den Memnon oder seine vermeynte oder wirkliche Bildsäule. — Die Darstellung aber, daß sie wehklage, (und, wie es in der folgenden Inschrift heißt, über die Leiden des Memnon wehklage,) weicht von der gewöhnlichen Vorstellung ab, daß sie beym Aufgange der Sonne einen harmonischen, lieblichen Ton hören lasse, welchen der P. Kircher (in seiner Musurgia) mit dem Pausanias (in Phoc.) sogar von einem in der Säule angebrachten musikalischen Triebwerke herleitet. Indessen auch Klagtöne können harmonisch und lieblich seyn.

Mit dem Worte ΦΘΕΓΓΗ ist in der Steinschrift die erste Zeile zu Ende.

Bey εγραψα supplire ich ενθαδε, hierher, an dies Monument.

Schrieb nun Cäcilia das Ganze, als die Bildsäule noch unverletzt da stand, so scheint es, will sie, nach der gegebenen Worterklärung, ihre Freude darüber zu erkennen geben, daß sie so oft Gelegenheit gehabt habe, den Memnon zu hören, statt daß sie sonst, wo ihre Besuche beym Memnon noch nicht so häufig waren, blos hierher schrieb: ακουσασα Μεμνονος. (S. Inschr. 17.) War aber die Bildsäule schon zertrümmert, als sie dies schrieb, (eine Periode,

worin

worin die gleich folgende Inschrift zu setzen ist,) so muß man wohl am Ende der Inschrift in ihre Seele suppliren: "aber jetzt ist diese Freude für mich dahin."

Ueber die zweyte Auflösung.

Hier steht τοσην oder τοσσην (S. 99. Nr. 4.) statt τοσσηνα, (von dem Dorischen τοσσηνος statt τοσος) und zwar elliptisch für κατα τοσσηνα, tantum, tantopere, aber auch toties.

Εχομ' statt εχομαι. Dabey könnte σου supplirt werden, wie z. B. εχεσθαι της ὁδȣ. Dann wäre der Sinn: tantum immineo tibi, tantum te sector et premo, tantum (toties) versor apud te, et assidua sum, quantum (quoties) tu sonos edis. Allein theils ist die Auslassung des σου, nach meinem Gefühle, sehr hart, theils ist es wohl nicht gut denkbar, daß Cäcilia so oft beym Memnon werde gewesen seyn, als er tönte. Lieber nehme ich daher εχομαι, ohne an σου zu denken, für teneor, detineor, wie in dem bekannten: εχω την Λαΐδα, ȣκ εχομαι. Nun will Cäcilia sagen: "ich werde jedesmahl gefesselt, (hingerissen, bezaubert, entzückt,) wenn ich dich höre."

Diese Erklärung scheint manches für sich zu haben. Die Schwierigkeit, welche τοση nach der ersten Entzifferung hervorbrachte, fällt hier weg. Das Wort τοσος steht nun in seiner gewöhnlichen Verbindung mit ὁσος, an welche

jeder bey Erblickung von TOCH und OCON gleich denken muß. Mit den Buchstaben der Steinschrift braucht fast gar keine Veränderung vorgenommen zu werden, und der Sinn scheint mir nicht übel.

Allein, so wie τοση in der ersten Erklärung, der Bedeutung nach, schwierig war, so hier ὁσον der Form nach, da es grammatisch genau, nach τοσσηνα wohl ὁσα heißen müßte. Welche von beyden Erklärungen übrigens den Vorzug verdiene, wage ich eben so wenig zu entscheiden, (wenn mir gleich die zweyte grammatisch richtiger erscheint,) als ob eine von beyden irgend einige Aufmerksamkeit des Kenners verdiene.

Erklärung

der

Inschrift Nr. 21.

ΕΘΡΑΥC[6]ΕΚΑ-[7]ΜΒΥCΗCΜΕΤΟΝΔΕΤΟΝΛΙΘΟΝ
ΒΑCΙΛΕΟCΕ—Ͻ[8]ΟΥΕΙΚΟΝΑΕΚΜΕΜΑΓΜΕΝ[6]ΟΝ
ΦΩΝΗΔΟΔΥ—Μ[10]ΟC[11]ΗΛΙΠΑΛΑΙ Μ[12]ΟΙΜΕΜΝΟ[13]ΝΟC
ΤΑΠΑΘΗ[14]ΓΟ-ΟCΑ[15]ΗΝΛ[16]ΦΕΙΛΕΝΑ[17]ΜΒΥCΗC
ΑΝΑΡΟ[18]ΡΑΔ — Ν[19]ΥΝΙCΑ[20]ΙΑCΑΦΗ[21]ΤΑΦ[22]ΟΕΓΓΜΑΤΑ
ΟΔΟΦΥΡΟΜ[23]—ΙΤΗCΠΡΟCΘΕ[24]ΛΕΙΤΑΝΟ[25]ΙΙΤΥΧΗC.

Auflösung.

Εθραυσε[6] Κ[7]αμβυσης με, τον δε τον λιθον,
Βασιλεως ε[8]σθλου εικονα εκμεμαγμεν[9]ον.

Φωνη

10 11 12 13
Φωνη δ' οδυρμος ην παλαι μοι, Μεμνονος
14 15a 15b 16 17
Τα παθη γοωσα, την αφειλε Καμβυσης.
18 19 20 21 22
Αναρθρα δε νυν και ασαφη τα φθεγματα.
23 24 25
Ολοφυρομαι της προσθεν εν ανοιη τυχης.

Uebersetzung.

Kambyses zertrümmerte mich, diese Säule,
Das Bildniß des trefflichsten Königs darstellend.
Ein Klagton war weyland mir eigen, der Memnons
Geschicke beseufzte: den nahm mir Kambyses.
Ha! dumpf und undeutlich sind jetzt diese Töne!
Wie schmerzt mich der Unfall, den Wahnwitz einst
zeugte!

Anmerkungen.

6) Das Ganze hat das unverkennbare Ansehen eines aus Senariis oder sechsfüßigen Jamben bestehenden Epigramms auf die zerschlagene Memnonssäule, in welchem diese im Anfange klagend eingeführt wird, und der Dichter am Schlusse sein eignes Bedauren über diesen Unfall hinzufügt.

7) Ueber den zwischen dem A und M in dem Worte KA-MBYCHC beginnenden Riß im Steine s. die folgende Note.

8) Ehe ich hier die durch den Riß im Monumente verursachte Lücke in BACIΛEOCE — ϽOΤ auszufüllen suche, will ich mich über den Einfluß dieser Beschädigung des Steins auf die Inschrift überhaupt, und besonders auf diese Stelle, erst im Allgemeinen erklären. Es wäre nämlich denkbar, daß dieser Riß schon vorher im Steine war, ehe noch Inschriften darein gegraben wurden. Dann dürfte man die dadurch entstandenen Lücken nicht mit verwischten Stellen alter Handschriften in eine Klasse stellen, und nichts suppliren, weil es sich erwarten läßt, daß der Stelograph die Lücke im Schreiben überhüpft und keinen Buchstaben auf sie abgerechnet haben würde. Allein, da in Zeile 2. 3. 5. und 6. der Context durchaus die Einschaltung eines Buchstabens in die Lücke erfordert; so ist dieser, sonst allerdings denkbare Fall, bey diesem Monumente unzulässig. — Nun entsteht aber die besondere Frage, ob in unsrer Stelle, wo die Lücke zwischen E — ϽOΤ größer erscheint, als in den übrigen Zeilen, auch mehr als ein Buchstabe eingeschaltet werden müsse. Hier hängt nun alles davon ab, ob wir Grund haben auf die Richtigkeit der Zeichnung zu bauen? Da nun, wo der Riß gradenieder läuft, als zwischen KA - MBΤCHC Zeile 1., und ΓO - OCA Zeile 4., auch gar kein Buchstabe fehlt, hingegen wo der Riß eine etwas schrägere Richtung hat, als zwischen ΔOΔΤ — MOC Zeile 3., Δ — NΤN Zeile 5., und OΛOΦΤΡOM — I Zeile 6., nur Platz für einen Buchstaben ist, auch der Context nicht

mehrere

mehrere verlangt; so läßt diese Genauigkeit auch eine richtige Zeichnung unseres Wortes voraussetzen. Hier läuft nun der Riß noch schräger als Zeile 3. 5. 6., und die Lücke giebt grade für zwey Quadrat-Buchstaben den nöthigen Platz her; folglich schließen wir, daß auch wirklich so viele ergänzt werden müssen. Indessen gebe ich die Möglichkeit gern zu, daß die Zeichnung in allen übrigen Zeilen genau, hier minder genau und nur ein Buchstabe ausgefallen seyn kann. Aber die Wahrscheinlichkeit ist nach dem Bisherigen für die Auslassung zweyer Buchstaben. Irre ich nun nicht in diesem Raisonnement, so ist hier nur ein Wort zulässig, bey welchem zwey Buchstaben in der Lücke supplirt werden. Außerdem wird ein Wort verlangt, bey welchem die Figur ɔ, in dem, in der Steinschrift noch übriggebliebenen Schlusse desselben ɔOΥ erklärlich wird. Hiernach wird sich über folgende Versuche bald urtheilen lassen.

Der Zusammenhang läßt ein Beywort zu βασιλεως erwarten. Jablonsky liest nun βασιλεως ἡλιου. Er nimmt also E für H, die Figur ɔ für I, und ergänzt zwischen beyden ein Λ. Allein, so sehr dies in die Geschichte des Memnon eingreift; so kann ich mir doch nicht erklären, wie aus dem I die Figur ɔ entstanden seyn, oder, wenn Jablonsky das I so gut wie das Λ ergänzte, woher dann überhaupt das überflüssige ɔ rühren sollte. Nicht zu gedenken, daß bey dieser Conjectur, nach Maaßgabe der Größe der Lücke, nicht genug ergänzt zu seyn scheint. S. oben.

oben. Wäre nur ein Buchstabe durch die Vorste der Säule verlohren gegangen, so verdiente vielleicht die Conjectur βασιλεως Εωου, (statt ηωου) regis orientalis, oder Aurora geniti einige Aufmerksamkeit. Dann hätte der Verfasser, wie die Griechischen Schriftsteller, den Aegyptischen Memnon, oder den Amenophis, mit dem Asiatischen Könige und Sohne der Aurora verwechselt. (Darauf bezieht sich auch die Anmerkung, welche Eustathius zu Dionys. Perieg. v. 243. über das Wort Ηω macht: δια τϰτο τοινυν ηω σωματικωτερον την τϰ Μεμνονος νοουσι μητερα, την ἡμεραν, την θεαν, την προς τοις Αιθιοψιν, — ης ἡμερας εν ταις νοτιαις Θηβαις ανεςηκεν αγαλμα, vergl. mit der ähnlichen Anmerkung zu v. 250.) Die Verwechselung des η und ε, so wie des ο und ω ist in Steinschriften oft anzutreffen. Nur würde ich, damit doch wenigstens ein Buchstabe in der Lücke supplirt würde, annehmen, daß der alte Verfasser ΕΟΟΟΥ geschrieben habe; denn in Steinschriften wird nicht selten statt des Ω (das man überhaupt an der Memnonssäule nicht antrifft, sondern statt dessen ein ω in gleich großer Form mit den übrigen Buchstaben, wie in ΦωΝΗ, Zeile 3. dieser Inschr.) ein doppeltes O gesetzt. (S. Inschr. 24.) Diese Leseart ΕΟΟΟΥ, erklärte dann Ɔ für ein verstümmeltes O, paßte so ganz in die Geschichte des Memnon, und wäre allenfalls auch mit dem Metrum zu vereinigen. Doch, wie gesagt, die Lücke in der Steinschrift ist für einen Buchstaben zu groß. Indessen

läßt

läßt sich hier leichter zeigen, was nicht paßt, als eine passende Leseart selbst angeben. Blos um meine Bemühung um Erklärung der Stelle zu beglaubigen, schlage ich, in der Voraussetzung, daß ich mich oben in Berechnung der Wahrscheinlichkeiten für zwey ausgefallene Buchstaben nicht irrte, die beyden Lesearten εΥΝοου und εΣΘλου vor. Beyde entsprechen so ziemlich dem Beyworte ὁσιοτατος, daß dem Memnon Inschr. 7. gegeben wird. Jene macht guten Gegensatz gegen ανοια Zeile 6. (wenn ich anders diese Zeile richtig gelesen haben sollte,) und erklärt das Ↄ sehr wahrscheinlich für O; diese aber für λ, und auch das nicht ganz unnatürlich, da der vordere Theil desselben, zumahl in dieser Steinschrift, so ziemlich ein Ↄ bildet, so daß die letztere Stütze des λ in der Copie übersehen wäre. Jene macht Schwierigkeit im Metrum; diese nicht, weswegen ich ihr auch den Vorzug gebe. Verbürgen aber läßt sich hier wohl nichts, da jede Entzifferung, bey dem nur einzelnen vom Anfange des Wortes übriggebliebenen Buchstaben, schwankend bleiben wird.

9) Εκμεμαγμενον, von εκμασσω, εκματτω, εκματτομαι; nicht blos abstergo, sondern auch exprimo, in dem Sinne, in welchem man dies von Gemählden und Bildsäulen, die jemanden darstellen, gebraucht. So εκμεμαχθαι εἰκονα beym Lucian, und Hesych übersetzt εκμαγηναι durch εκτυπωθηναι. Daher auch εκμαγμα

μα und εκμαγειον, expressum alicujus rei simulacrum. S. Pollux, Stephanus, u. a.

10) Das ΦΩΝΗΔΟΔΥ_ΜΟC löset Jablonsky in Φωνη δε ἡδυμος auf. Auch dies schickt sich sehr gut zu der gewöhnlichen Sage von dem lieblichen Klange der Bildsäule; aber bey dieser Auflösung wird die Lücke im Worte überhüpft, statt sie auszufüllen, oder, wenn es nach den Grundsätzen andrer dieser Ausfüllung nicht bedürfte, so paßt es doch nicht recht ins Metrum, und O und H sind in der Form zu verschieden, als daß zwischen ihnen, nach S. 99. Nr. 3., eine Verwechselung zulässig seyn dürfte. Vielmehr will die, durch den hier minder schräg gehenden Riß entstandene engere Lücke, auch des Metrums wegen, durch einen Buchstaben ausgefüllet seyn. Man wünscht οδυρομενη lesen zu können, was aber mit den Buchstaben so wenig als dem Metrum vereinbar ist. Ich löse daher ΦΩΝΗΔΟΔΥ_ΜΟC schon lieber in Φωνη δ' οδυΡμου auf; supplire also ein P zur Ausfüllung der Lücke und nehme C für Υ. (S. 99. Nr. 3.) Doch bedarf die Stelle auch dieser Hülfe kaum, da Φωνη οδυρμοΣ, wie es am Monumente steht, schon den guten und nur noch dichterischern Sinn giebt: "Klage war die mir weyland eigenthümliche Stimme, ꝛc": oder "Klage war meine Stimme, die mir ehmals Memnons Leiden besang." Die Scansion rechtfertigt ebenfalls diese Lesart. Uebrigens

paßt οδυρμος gut zu dem folgenden τα παθη γοωσα. Auch beym Homer Od. δ. v. 800. findet man sie vereinigt:

Ειπως Πηνελοπειαν οδυρομενην, γοοωσαν
Παυσειε κλαυθμοιο, γοοιο τε δακρυοεντος.

11) ΛΙ ist eine bloße Verzeichnung des Ν, das auch sogleich entsteht, wenn man beyde Buchstaben nahe an einander rückt. Lange aber fesselte mich hier die, durch die bekannte Geschichte, der nur beym Aufgange der Sonne tönenden Memnonssäule, veranlaßte Vermuthung, daß λι mit dem vorhergehenden η in ἡλι zu verbinden, und dies von ἥλιος abzuleiten sey; womit man aber in mehrerem Betrachte nicht durchkommt.

12) Μοι geht wieder, wie das obige με, auf die selbst redend eingeführte Bildsäule.

13) Μεμνονος gehört zum folgenden.

14) Τα παθη, geht wohl bey der damaligen Meinung vom Memnon, daß er der Sohn des Tithon und der Aurora sey, der den Trojanischen Krieg mitmachte, zunächst auf das Leiden, vom Achill nach einem hartnäckigen Kampfe getödtet zu werden. (S. Quint. Cal. Paralip. l. II. v. 387. seqq.)

15) a. Γοωσα, von γοαω, gemo, defleo. Uebrigens geht der Riß durch dieses Wort so gerade nieder, daß kein Buchstabe dadurch verletzt ward.

15) b. Γοωσα, ἡν wie in der Inschrift steht, macht einen hiatus, den kein guter Grieche duldete, sondern er

sprach την, oder τὴν δ' oder τὴν δ' aus. Ich lese drum mit Beziehung auf S. 99. την.

*) Αφειλε, eine Verzeichnung für Αφειλε. (S. 99. Nr. 3.)

17. In NAMBYCHC ist durch einen Schreibfehler, K mit N verwechselt.

Jablonsky aber entziffert diese Zeile, die er von der vorhergehenden gänzlich trennt, so:

Τα παθη δε, όσσα ην, αφειλε Καμβυσης.

Allein, so schön er den Sinn aus dem Callistratus, (wenngleich nicht ohne alle Härte in der Anwendung der Stelle,) erklärt; so weiß ich doch die Entstehung von ΔΕ ΟΣΣΑ aus dem deutlich dastehenden ΓΟΟCΑ mir nicht zu verdeutlichen.

18) ΑΝΑΡΟΡΑ. Hier steht Ο, wie in dem folgenden φΟεγγματα, unverkennbar für Θ, so daß αναρΘρα herauskommt, von αναρθρος, inarticulatus, articulis carens, was auch im Griechischen wie im Deutschen von der Stimme üblich ist. Z. B. Plut. de Socr. μυκασθαι και αφιεναι φωνας τινας αναρθρους. (vergl. Hes und Suid.)

19) Δ—ΝΥΝ. Hier ist die, durch den wieder etwas schräger gehenden Riß, auch größer gewordene Lücke durch δΕ νυν leicht ausgefüllt. — Jablonsky aber löst ΑΝΑΡΟΑΔ— durch ΔΥΣΦΟΡΑ ΓΕ auf. Die Vertauschung des Α mit Δ, des Ν mit Υ und Ρ mit Φ ließe

 sich

sich einigermaßen vertheidigen; aber desto weniger wohl die Verwechselung des Λ mit Σ und des Δ mit Γ.

20) ICAI lese ich KAI, so daß IC durch eine Verzeichnung für K steht, welches herauskommt, wenn man das C nahe an das I rückt. Eben so stand in der dritten Zeile ΛΙ für ein N. (S. Note 11.) Indessen muß der vordere Strich des K in Και zugleich mit als I zum vorhergehenden νυν gelesen werden, damit νυνΙ herauskommt, (S. 99. Nr. 4.) was der Vers verlangt. Vielleicht daß die sonderbare Zeichnung des K durch IC, wenn dies anders ächte Copie ist, darauf mit berechnet war, das in demselben mit enthaltene I desto merklicher zu machen.

Jablonsky zieht das I zu NYN, und nimmt CAI für COI; aber so gut dies σοι dem μοι (Zeile 3.) entspricht, so unwahrscheinlich ist die Verwechselung des O mit A.

21) Ασαφη hier so ziemlich synonym mit αναρθρα.

22) ΦΟΕΓΓΜΑΤΑ. Statt dessen φΘεγματα zu lesen, (S. Not. 18.) das auch in andern Inschriften an dieser Bildsäule vorkommt, und auf die berühmten Töne derselben geht. Das doppelte ΓΓ scheint aus der Etymologie von φΘεγγομαι herzurühren. Diese fünfte Zeile kann nun entweder, wie die vorhergehenden, der Bildsäule, aber auch, wie die folgende, dem Stelographen in den Mund gelegt werden. Damit übrigens nicht der anscheinende Widersinn zwischen Zeile 4 und 5 entstehe, daß Kambyses der Säule die Stimme genommen habe, und

daß

daß sie gleichwohl noch töne; so muß man annehmen, daß sie ehemals einen deutlichen und verständlichen Klaggesang, jetzt aber bloßen Laut hören ließ.

23) ΟΔΟΦΤΡΟΜ_Ι, statt ολοφυρομΑι. Das Α ist also hier mit dem ähnlichen Δ verwechselt, (S. 99. Nr. 3.) und die Lücke will durch Α ausgefüllet seyn. Ολοφυρομαι paßt gut zu γοαω und οδυρομαι, druckt aber einen noch höhern Grad des Schmerzes aus als diese. Etymol. ολοφυρεσθαι, μετα τιλμȣ των τριχων κλαιειν. Das Verbum ist bey Prosaikern selten; desto häufiger bey den Dichtern. Gewöhnlich wird es mit dem Dativ und Accusativ construirt, jedoch auch wie hier mit dem Genitiv. Z. B. Hom. Il. ϑ. v. 33. Αλλ' εμπης Δαναων ολοφυρομεθ' αιχμηταων. Dieser Genitiv kann dann durch ὑπερ oder ἑνεκα aufgelöset werden.

24) In ΠΡΟCΘΕΛΕΙΤΑΝΟΙΙ ist das Wort προσθεν bald entdeckt. Man braucht nur anzunehmen, daß das Λ ein unkenntlich gewordenes und unvollständig copirtes Ν sey, oder daß der vordere Strich des folgenden Ε mit zum Λ, als Vervollständigung des Ν gezogen werden sollte, um προσθεν deutlich zu lesen. In dem Uebrigen erwartet man am natürlichsten ein Beywort zu dem folgenden τυχης; nur scheitert an dem ΟΙΙ jeder Versuch. Sonst wäre ελεεινης wohl das leichteste:

"ολοφυρομαιτης προσθεν ελεεινηςτυχης."

Es muß hier wohl irgend ein Fehler in der Copie der Stein-

schrift stecken. Hätten wir aber wirklich die ächte Lesart; so bleibt mir nichts weiter übrig, als Iϒ in ein N zusammenzurücken, (vergl. Not. 11.) und ANOII für ανοιH zu nehmen, so daß προσθεν εν ανοιῃ herauskommt, was dann auf den Unverstand des Kambyses gienge, der diesem Denkmale einen solchen Unfall (τυχη) bereitete. Einem griechischen Ohre aber möchte diese Conjectur vielleicht keine Genüge leisten. — Wie übrigens Jablonsky in ΛΕΙϒΑΝΟΙΙ das Wort ΔΕΛΕΙΟΤΑΤΕ finden konnte, ist mir, bey dem großen Abstande der Buchstaben, unerklärlich.

Ueber Nero's Smaragd.

S. 47.

Ich habe hier behauptet, daß Nero ein Myops, der Smaragd aber, dessen er sich bey den Fechterspielen bediente, ein hohlgeschliffener Aquamarin gewesen sey. Es scheint beynahe unmöglich, über diesen Gegenstand noch etwas neues und interessantes zu sagen, da so viele vortrefliche Männer und große Gelehrte ihn schon mehrmals mit außerordentlichem Scharfsinne behandelt haben. Allein ein jeder hat nun seine eigene Weise, so etwas anzusehen; auch wird man den Fall nicht selten bemerken, daß die Richtung, die der erste Untersucher in seinem Ideengange genommen hat, auch auf den Ideengang der Nachfolger, im Ganzen, und auf die Theile, die man berührt oder als unwichtig liegen läßt, oder auf die Methode sie zusammenzustellen, immer noch mit fortwirke, wenn auch gleich die Resultate gänzlich von einander verschieden sind.

Die ausführlichsten Untersuchungen über Nero's Smaragd sind nun folgende:

1) Cary Sopra gli Specchi degli Antichi, in den Saggi di Differt. Academ. dell' Acad. di Cortona. T. VII. p. 19.

2) Amusemens Philosophiques sur diverses parties des Sciences, et principalement de la Physique et des Mathematiques par Bonaventure Abat. Amsterdam, 1763. Amusement VIII. Recherches et Conjectures

jectures sur un Miroir dans lequel l'Empereur Neron voyoit les Combats des Gladiateurs.

3) Lessings Antiquarische Briefe, Berlin. 1793. Th. 2. Br. 45. S. 12.

4) Beckmanns Beyträge zur Geschichte der Erfindungen. B. 3. Leipz. 1792. St. 4. S. 295. (495.) fg.

Ich will hier nichts von dem anführen, was in diesen Abhandlungen gesagt ist, da es ein jeder dort leicht nachsehen kann. Ich will vielmehr meinen Gang für mich allein gehen. Alles, worin ich dann irre, bleibt auch mein Irrthum.

Die einzigen Nachrichten der Alten, die über diesen Gegenstand einen sichern Aufschluß geben können, sind folgende:

Plinius L. XI. Sect. 53. 54. — oculi prominentes, quos hebetiores putant: conditi, quos clarissime cernere. — alii contuentur longinqua: alii nisi prope admota, non cernunt: — interdiu hebetiores, noctu praeter ceteros cernunt: — caesii in tenebris clariores. — Neroni nisi cum conniueret ad prope admota, (oculihebetes.

Suetonius. L. VI. c. 51. Neronis oculi caesii et hebetiores.

Plinius. L. XXXVII. Sect. 16. Smaragdi plerumque et concaui, vt visum colligant. — Nero princeps gladiatorum pugnas spectabat Smaragdo.

Meiner

Meiner Einsicht nach, muß nun die erste Frage die seyn: war Nero ein Myops oder ein Presbyt?

Ein Myops ist derjenige, der ein schwaches blödes Gesicht in der Ferne hat, entfernte Gegenstände ohne ein optisches Hülfsmittel nicht gut erkennen kann, und dagegen nahe Gegenstände dicht vor die Augen bringen muß, wenn er sie deutlich erkennen will. Noch haben einige Myopen die Gewohnheit, daß sie die Augen halb verschließen, die Augenlieder kaum öffnen, wenn sie etwas mit aller Schärfe und Genauigkeit betrachten wollen.

Ein Presbyt ist dagegen derjenige, der ein scharfes Gesicht in der Ferne hat, entfernte Gegenstände ohne ein optisches Hülfsmittel schon gut erkennen kann, und nahe Gestände, wenn er sie deutlich erkennen will, nicht dicht vor die Augen bringen darf.

Aus dem, wie nun Plinius jene Bemerkungen einander entgegen stellt, oder mit einander verbindet, folgt doch wohl gewiß:

daß oculi hebetiores soviel als schwache und blöde Augen bedeuten:

daß man diejenigen, welche die Gegenstände sehr nahe vor die Augen bringen mußten, denenjenigen entgegen setzte, welche gut in die Ferne sahen:

daß man oculos caesios gewöhnlich auch für schwächere Augen hielt:

daß

daß Nero, oculos hebetiores et caesios hatte:

daß er nahe Gegenstände dicht vor die Augen bringen mußte, wenn er sie deutlich erkennen wollte:

daß er sie dann auch nur mit halbverschlossenen Augen betrachtete; denn so erkläre ich mir das conniuere oculis, verglichen mit Plin. L. XI. S. 57. und nicht durch blinzen oder nictare, nictatio c. l. c. S. 54. 57.

daß er, um entfernte Gegenstände deutlicher zu sehen, sich eines optischen Hülfsmittels bediente:

kurz; denn unmöglich kann ich mich länger noch bey dieser höchsttrivialen Folgerung aufhalten; daß Nero ein Myops und kein Presbyte war.

Auf einen Presbyten paßt alles dieses durchaus nicht, und mir ist es unerklärbar, wie der so scharfsinnige Lessing den Nero dafür ausgeben, sogar S. 17. sagen konnte: "Nero war ein Presbyte, weil Sueton ihn oculis caesiis et hebetioribus beschreibt, auch Plinius versichert: Neroni, nisi cum conniueret, ad prope admota (oculi) hebetes. Indessen muß ich ausdrücklich anführen, daß dieser edle, nur nach Wahrheit forschende, mir immer unvergeßliche Lessing, als ich ihm meine Gegengründe mittheilte, mir wirklich gestanden hat, er glaube hierin geirrt zu haben.

Wenn Plin. Lib. IX. S. 54. unter conniuere nicht blinzeln versteht, sondern mit halbverschlossenen Augen sehen,

so

so dachte er dabey wahrscheinlich an die etymologische Bedeutung des Griechischen μυωψ. Aristoteles, der mit dem Plinius verglichen zu werden verdient, nennt es συνάγειν τὸ βλέφαρον in Problematt. S. XXXI. 15. p. 1023. Hiemit kommt auch das vollkommen überein, was der berühmte Englische Opticus Georg Adams in seiner Anweisung zur Erhaltung des Gesichtes S. 147. (übers. Gotha 1794.) über die Myopie bemerkt hat.

Sollte man nun zugeben müssen, daß Nero ein Myops gewesen sey, so fordere ich einen Herschel, Dollond, und die berühmtesten optischen Künstler auf, ob sie je einen bloßen Spiegel verfertigen können, in welchem ein Myops ein entferntes großes Bild, dessen Theile überdem noch wie in den Fechterspielen, sich immer verändern, sich bald links, bald rechts, bald vorwärts, bald rückwärts bewegen, nur einigermaßen richtig sehen könne.

Der Spiegel sey sogar von ansehnlicher Größe. Ist er erhaben gebildet, so erscheinen alle Gegenstände darauf verkleinert, ein geringer Theil des Bildes nur im Mittelpunkte noch einigermaßen richtig, neben dem Mittelpunkte aber alles als die lächerlichsten Caricaturen.

Ist er hohl geformt, und der Beobachter will nicht die Ehre haben sich immer selbst zu sehen, so werden solche entfernte Gegenstände durchgehends auf dem Kopfe stehen, nach der Mitte zu auch nur ein kleiner Theil des Ganzen zwar vergrößert, dagegen nach auswärts hin alles ebenfalls in

höchst=

höchstwidrigen unnatürlichen Verzerrungen und wie im Nebel erscheinen.

Ist endlich der Spiegel ganz plan geschliffen, so ist dem Myops damit gerade in nichts geholfen: und ist dieser Planspiegel gar von einer gefärbten Materie, so ist der Myops noch übeler daran, als wenn er überall keinen Spiegel hätte. Denn darin erscheinen ihm die entfernten Gegenstände immer noch weit trüber, noch weit matter, noch weniger durch ihre natürlichen Farben unterschieden, als er sie geradezu erblicken kann.

Die Bemerkung des Herrn Hofraths Eschenburg ist überhaupt sehr treffend und entscheidend, wenn er in seinen Zusätzen zu Lessings antiquarischen Briefen, S. 284. sagt: "Dies alles zugegeben und sogar angenommen, daß hier vielleicht nicht der Edelstein, sondern die Marmorart, die Smaragdites heißt, gemeint sey; so läßt sichs doch nicht wohl denken, daß Nero lieber nur den Wiederschein, als den Anblick der Fechterspiele selbst, habe sehen wollen. Auch würde zu solch einem Spiegel eine eigene Vorhaltung oder Vorrichtung nöthig gewesen seyn, die Plinius schwerlich unerwähnt gelassen hätte. Sehr willkührlich nimmt der unten angeführte italiänische Gelehrte an, daß dieser vermeinte Spiegel schräge auf die Erde, oder in eine Fensteröffnung sey gestellt worden." Auch S. 283. n. **. daß Isidor

das in eingeschoben habe, da Plinius blos sagte: Nero gladiatorum pugnas spectabat Smaragdo.

Eben so entscheidend ist auch die Bemerkung des Abat, wenn er n. 1047. sagt: "Neron étoit Myope, ce qui est evident par le passage de Pline l. c. d'où je conclus en premier lieu, que cette Emeraude de Neron n'etoit ni un miroir concave à reflexion, ni une lentille convexe. Car, ni les miroirs concaves, ni les lentilles convexes ne sont point propre pour l'ordinaire, a remedier au defaut de la vue des Myopes. Et quoiqu'il soit possible et meme praticable, que les Myopes voyent les objets clairement et distinctement en se servant d'un miroir concave, où d'une lentille convexe, comme je l'ai demontré n. 422. et 720. cependant il faut avouer que ce moyen n'est pas le plus facile dans la pratique et que d'ailleurs on voit les objets renversés par ce moyen." Und hoffentlich wird uns niemand wollen glauben machen, Nero habe die Fechterspiele umgekehrt, auf dem Kopfe stehend, betrachtet.

Es ist also hier eben so wenig an einen Spiegel zu denken, er sey von welcher Art er wolle, als daran, daß der Smaragd linsenförmig geschliffen war. Denn, wie schon gesagt, kein Künstler in der Welt wird je dergleichen so einrichten und verfertigen können, daß ein Myops damit mehrere entfernte Gegenstände, die überdem in jedem Augenblicke unregelmäßig und schnell ihren Standort

ort verändern, verfolgen und besser dadurch sehen konnte.

Der natürlichste und einzig richtige Sinn von den Worten des Plinius kann nur der seyn: Nero betrachtet die Fechterspiele durch einen Smaragd. Dann aber bleibt noch zu untersuchen übrig, wie derselbe geschliffen war: ob als Planglas oder als Hohlglas?

Als Planglas konnte er darum nicht geschliffen seyn, weil hiedurch einem Myops, zum deutlicher Sehen, gar keine Hülfe verschafft wird. Ich bin auch ein Myops, und habe mich viel mit Glasschleifen und Versuchen abgegeben, um dadurch Hülfe zu finden. Allein, weder ein gefärbter Planspiegel, noch ein gefärbtes Planglas, können je dem Myops dergleichen gewähren. Was Abat dort von n. 1055. bis 1058. sagt, hat zwar seine Richtigkeit, die Schlußfolge aber, und die Anwendung derselben n. 1059, ist ganz falsch und unrichtig. Ich sehe daraus, daß Abat kein Myops war. Die Erfahrung würde ihm sonst den Fehler sehr bald verrathen haben, der in seiner Anwendung so deutlich zum Grunde liegt. Denn, wenn ein Myops durch eine kleine Oeffnung, durch eine Ritze, entfernte Gegenstände betrachtet, so geschieht nichts weiter, als daß er die vielen fremden und blendenden Lichtstrahlen dadurch abhält, die er nicht so wie der Presbyte, durch Zusammenziehung der Pupille abhalten kann. Dieser mechanische Vortheil ersetzt ihm das, was der Presbyte

byte von Natur hat. Uebrigens aber, sieht der Myops durch diese kleine Oeffnung alle Gegenstände und das ganze Bild völlig frey; alles in seinem Lichte, in seinem vollen Glanze; alle Farben durchaus rein und wahr, ohne daß irgend noch ein Medium, eine Trübe, eine fremde Farbe, dieses schwächte. Nicht so verhält es sich aber, wenn der Myops etwas in einem gefärbten Planspiegel, oder durch ein gefärbtes Planglas betrachtet. In eben dem Verhältnisse, als die blendenden Lichtstrahlen durch die Farbe gemildert werden, in eben dem Verhältnisse wird auch der Ausdruck des ganzen Bildes geschwächt. Was der Myops hier auf der einen Seite gewinnt, verliert er völlig wieder auf der andern. Ich berufe mich dreist auf die Erfahrung aller Myopen, und bin versichert, daß sie meinen Satz bestätigen werden. Ich ließe noch gelten, wenn Abat nach seiner Erzählung von den Esquimaux so gefragt hätte: war Nero's Smaragd wohl gar mit einer ganz kleinen Oeffnung versehen, durch welche er die Gegenstände betrachtete? Allein, so hat er nun nicht gefragt, und freylich im Plinius fand er keine Anleitung hiezu.

Was bleibt uns also übrig? Nichts weiter, als was Plinius ausdrücklich sagt: iidem plerumque concaui, vt visum colligant. Dies heißt doch ganz bestimmt: die Smaragde werden häufig hohl geschliffen, und zwar werden sie absichtlich so geschliffen, weil sie uns dann einen gewissen Vortheil im Sehen gewähren. Hoffentlich wird man

mich

mich nicht beschuldigen, daß ich hier mehr im Grundtexte lese, als wirklich darin liegt. Wer aber dieses nicht nachweisen kann, vielmehr zugeben muß, daß die Alten die Smaragde häufig hohl schliffen, daß sie es absichtlich thaten, daß ihnen bekannt gewesen sey, dies Hohlschleifen bewirke eine Veränderung im Durchsehen; und wer dennoch behaupten wollte, von so vielen hohlgeschliffenen Smaragden sey keiner in die Hände eines Myopen gefallen, nie habe ein Myops durch einen solchen Smaragd hindurchgesehen, nur die Presbyten der Alten hätten es allein und ausschließend gewußt, daß solch ein Smaragd eine Veränderung im Durchsehen bewirke; kurz, den Myopen der Alten sey es unbekannt geblieben, daß ein hohlgeschliffener Smaragd ihnen eine wichtige Hülfe gewähre; also blos nur den Presbyten zum Vergnügen, sogar zum Nichtgebrauche, hätten sie die vielen Smaragde so hohl schleifen lassen: der, sage ich, hat auch Lust, den Alten überall die Gabe des Gesichts noch wegzuzweifeln, und dies scheint mir doch etwas hart.

Wenn der Graf Caylus in seinen Abhandlungen z. Gesch. d. Künste, B. 2. S. 269, durch eine Stelle im Strabo L. 3. p. 138. (m. 203.) beweisen will, daß die Alten Sehröhre gehabt hätten, und zwar dies Wort in eben dem Sinne genommen, worin wir es jetzt nehmen; so wird dieses, außer Mr. Dutens, wohl niemand dem Gr. Caylus so leicht nachglauben. Indessen beweist

diese

diese Nachricht des Strabo vom αὐλὸς (welche durch eine zweyte Stelle aus dem Hecateus, die uns Diodor aufbehalten hat, bestätigt wird,) doch so viel, daß die Alten allerdings auf solche Hülfsmittel aufmerksam waren, wodurch sie entfernte Gegenstände deutlicher sehen konnten, auch daß sie dergleichen Hülfsmittel wirklich besaßen, und daß, wie hier gerade mit dem αὐλὸς der Fall ist, nur kaum noch eine einzige Stelle vorhanden seyn könne, die uns von so etwas Nachricht gibt. Eben so findet sich auch nur die einzige Stelle beym Seneca in Quaest. Nat. Lib. I. c. 7. davon, daß sie schon gläserne Prismata hatten. Gegen die Bekanntschaft der Alten mit den Hohlgläsern kann also kein gegründeter Zweifel blos daher angenommen werden, weil deren nirgends weiter als nur im Plinius erwähnt sey. Vielmehr erhellet aus folgenden Stellen deutlich genug, wie äußerst aufmerksam die Alten auf alle dergleichen optische Veränderungen und Wirkungen gewesen sind. Natura mira est imagines reddendi, quod repercusso aere, atque in oculos regesto fieri convenit. Plin. H. N. L. 33. S. 45. p. 627. ferner: Eadem vi in speculis vsu polita crassitudine, paulumque propulsa dilatatur in immensum magnitudo imaginum etc. etc. — an media depressa, an elata, transversa an obliqua, supina, an recta etc. ibidem. Sunt specula, quae dextras facies ostendunt, sunt quae sinistras, sunt quae torqueant, vel evertant. Senec. nat. quaest. Lib. I. c. 5.

Was will aber Plinius dort mit dem Ausdrucke eigentlich sagen, vt visum colligant? Man verlangt doch wohl nicht, daß er schon damals sich nach Gesetzen ausdrücken sollen, die so ganz das Eigenthum eines weit jüngern Zeitalters sind? Was würde man von einer Ausgabe des Plinius wohl denken müssen, worin dieser Wahrheiten aus der Anaklastik vortrüge; einer Wissenschaft, von welcher vor dem zwölften Jahrhundert gewiß niemand etwas gewußt hat, und wozu endlich Kepler den ersten dauerhaftesten Grund legen konnte, nachdem er drey volle Jahre darüber nachgedacht hatte? Man versetze sich doch nur in jene Zeiten, in jene Jugend der mathematischen Wissenschaften, besonders der Optik. Wie würde in unsern Tagen sich derjenige wohl ausdrücken, den man, nach Vorhaltung eines Hohlglases, nach der Wirkung fragte, die solches bey ihm hervorbringe, und zwar wenn er gar keine Kenntnisse von den Gesetzen hat, wie Lichtstrahlen durch solche Gläser gebrochen werden. Zuverlässig würde die Antwort seyn: alles was ich dadurch sehe, erscheint mir kleiner und schärfer; das ganze Bild und alle Gegenstände sind mehr in die Enge gebracht und näher zusammengezogen; dies Glas verkleinert mir alles. Und eben dies ist es auch, was ich, wenigstens in dem Ausdrucke visum colligere, zu finden glaube. Eine dioptrisch = richtige Bestimmung nach unserm Zeitalter mögte ich nie darin suchen. Ich zweifle auch sehr, daß ein anderer sie darin finden werde.

Vielmehr hat, meiner Ueberzeugung nach, Mariette ganz richtig geurtheilt, wenn er in seinem Traité des Pierres gravées. Tom. I. p. 167. sagt: Suivant le rapport de Pline, on tailloit les Emeraudes dans la forme de nos verres concaves: elles devoient produire le même effêt que les Lunettes dont se servent les Myopes, et qui en diminuant les objêts, les nettoient et les rendent distincts; et Neron, qui apparemment avoit la vuë courte, regardoit de loin, au travers d'une Emeraude ainsi taillée, les combats des Gladiateurs. Zur Unterstützung und zum Beweise dieser seiner Behauptung, führt er jedoch nicht das mindeste, nicht ein Wort weiter an.

Jetzt ist also noch die Steinart zu bestimmen, woraus dieses Hohlglas wahrscheinlich geschliffen war.

In meinem Aufsatze über die Reformen in der Mineralogie habe ich S. 45. 46. 47. schon wichtige Gründe angegeben, aus welchen ich immer noch überzeugt bleibe, daß die Alten unsern Smaragd überall nicht gekannt haben. Ich bitte nun ausdrücklich, daß man sich deren auch hier wieder erinnern wolle.

Hiezu kommt aber noch, daß ein jeder, der die Gelegenheit gehabt hat, viele große Smaragde in reichen Sammlungen, Kronjuwelen und Schätzen zu untersuchen, mir gewiß eingestehen wird, daß ein wahrer Smaragd, der zugleich groß genug, von allen Federn und Fehlern rein genug, und, der gesättigten Farbe ungeachtet, doch helle ge-

nug wäre, um einem Myops, auch bey entfernten Gegenständen, zu einem guten Seheglase zu dienen, selbst noch in unsern Tagen, wo wir doch eine ganz unglaubliche Menge von Smaragden besitzen, gewiß etwas so äußerst seltenes sey, daß er kaum wo nachzuweisen ist. Unter andern sehe man alle Smaragde der Könige von Frankreich nach: Inventaire des Diamans de la Couronne, Perles, Pierreries, Tableaux, Pierres gravées et autres Monumens au Garde-Meuble, Paris. 1791. T. 1. p. 191. seq. Da ist auch nicht ein einziger, der irgend dazu tauglich wäre. Ist nun dieses jetzt der Fall, wie unendlich viel seltener, ja einzig in seiner Art, müßte nicht ein solcher Stein zu Nero's Zeiten gewesen seyn. Und gesetzt, dieser Einzige habe wirklich damals existirt; würde alsdann wohl Plinius es verschwiegen haben, daß es ein Unicum sey? Sicherlich hätte er davon noch ungleich mehr Aufhebens gemacht, als von so manchen andern Steinen. Allein, von der Merkwürdigkeit des Steines selbst sagt er hier gerade nichts. Er erwähnt seiner, als einer bekannten, gewöhnlichen Sache. Pugnas spectabat Smaragdo, ist alles, was er davon sagt.

Wenn man endlich auch darauf Rücksicht nimmt, daß in des Plinius Nachrichten von der schönsten Smaragdart sich allerdings einige Angaben finden, die auf unsern Smaragd durchaus keine Anwendung leiden, so dünkt mich,

daß

daß meiner Behauptung wenig, oder gar nichts mehr entgegen stehe.

Denn L. 37. S. 16. heißt es: viridi lenitate lassitudinem mulcent: es war also ein schwaches und sanftes, nicht aber ein gesättigtes und dunkeles Grün: — longinquo amplificantur visu, inficientes circa se repercussum aera. — visum admittentes, ad crassitudinem sui facilitate translucida: quod etiam in aquis nos iuvat: mithin so helle und durchsichtig als Meer- und Flußwasser: S. 17. nullis minus vitii: und wir haben grade keinen Edelstein, der gewöhnlich mehr Fehler hätte, als unser Smaragd. et quantum Smaragdi a gemmis distant, tantum Scythici a ceteris Smaragdis: also in Absicht der Farbe, auch vom smaragdfarbigen Flußspathe. Dieses alles ist nun bey unserm Smaragde wohl nicht der Fall.

Aber nun angenommen, daß hier von unserm Smaragde nicht weiter die Rede sey, so frägt es sich mit Recht, welchen Edelstein man alsdann darunter zu verstehen habe.

Ich trage kein Bedenken, unsern Aquamarin, oder einen etwas dunkel gefärbten Beryll, dafür anzugeben. Denn sobald man dieses annimmt, wird sich nirgends ein Widerspruch mehr finden; vielmehr werden alsdann, soweit ich es bis jetzt übersehen kann, alle ältere Nachrichten von der schönsten Smaragdart völlig damit harmoniren.

Es ist auch gewiß, daß die Alten den Beryll und Aquamarin wirklich gekannt und sehr geschätzt haben. Unter den geschnittenen Steinen trifft man nicht selten überaus schöne Stücke davon an, welche nicht nur die zu einem solchen Augenglase erforderliche Größe, sondern auch Reinheit des Wassers und Helle der Färbung haben. Statt mehrerer will ich nur den merkwürdigen Kopf der Julia Aug. anführen, der im Schatze zu S. Denis aufbewahrt wurde. cf. Pierres gravées avec les Noms des Graveurs p. B. Picart. Amsterd. 1724. fol. p. 45. Pl. 33. Auch scheint die Bemerkung im Cabinet d' Orleans T. I. Paris. 1780. fol. p. 71. et 115. nicht ganz ungegründet zu seyn, daß die Alten den Neptun vorzüglich gern im Aquamarin abgebildet haben.

Plinius nennt nun die schönste Smaragdart ausdrücklich die Scythische. Für den Alterthumsforscher sowohl als auch für den Mineralogen würde es aber sehr überflüssig seyn, wenn ich ihm die Gründe hier noch weitläuftig vorerzählen wollte, nach welchen ich nunmehr behaupte, das des Plinius Smaragdi Sythici nichts anders gewesen sind, als die sechsseitigen Aquamarinsäulen, die wir jetzt in einer beynahe unglaublichen Größe und von so außerordentlicher Schönheit von den Uralischen und Altaischen Gebirgen erhalten. Vergl. Brückmann's Beyträge zur Abhandl. von den Edelsteinen 2te Forts. S. 84.

Dies

Dies ist nun alles, was ich über diesen Gegenstand zu sagen hatte. Ich erwarte jedoch, daß man nicht einen Satz, ein Glied nur allein ausheben wolle, um mich zu widerlegen. Man muß vielmehr auf das Ganze sehen, und wie blos durch Verbindung des einen mit dem andern, meine Behauptung einige Festigkeit erhalten habe.

Es kann wohl seyn, daß viele die Methode meiner Ausführung höchst langweilig und zu gedehnt finden. Diese muß ich nun bitten, daß sie auch jene Abhandlungen durchlesen, die ich gleich Anfangs über diesen Gegenstand nachgewiesen habe. Ich weiß gewiß, das sie mich alsdann entschuldigen werden.

Ueber die Kunst der Alten in Glas und Stein zu schneiden.

Daß die Steinschneider der Alten, bey Ausführung ihrer so bewundernswürdigen Kunstwerke, auch die Diamantspitze zuweilen angewendet haben, ist ganz außer Zweifel. Dies hat schon Natter in seinem Traité de la Methode antique de graver etc. London. 1754. und hierauf wieder Lessing in seinen antiquarischen Briefen, Th. 1. Br. 27. besonders von S. 209. an, so unwiderleglich erwiesen und so umständlich ausgeführt, daß es nicht der Mühe werth ist, sich noch einen Augenblick dabey aufzuhalten. Der ehemalige Streit hierüber war offenbar

ohne

ohne gehörige Kenntniß der Sache geführt, und billig hätten einen jeden schon die Schriften eines Vettori, Giulianelli, Jannon de St. Laurent davon überzeugen sollen. Weil es jedoch immer noch einige Zweifler geben könnte und wirklich gibt, die den Alten den Gebrauch der Diamantspitze so gern absprechen möchten; so will ich nur ein paar Zeugnisse hier anführen, die jene Zweifler wohl auf immer beruhigen sollen. Natter hat zwar durch dasjenige, was er in seinem vorhin bemerkten Werke p. 2. 6. 7. 10. 15. 29. 43. 51. sagt, es schon hinlänglich bewiesen: allein p. 21. heißt es noch bestimmter: Celui - ci a reglé ſon deſſein ſur ſa maniére particuliére de graver, c'eſt à dire, pour la plûpart avec la pointe de Diamant. p. 36. C'eſt ce qui me fait croire que l'artiſte y a employé le plus ſouvent la pointe de Diamant, surtout pour le viſage et les cheveux; car il eſt plus facile d'y reuſſir de cette façonlà qu'au Touret. Im Cabinet d'Orleans T. 2. Paris. 1784. fol. p. 167. ſeq. findet sich eine umständliche Nachricht vom Bildnisse Ludwig XV., welches der berühmte Steinschneider Guay mit einer ganz außerordentlichen Kunst und Gedult en Camée ausführte. Er beendigte es 1753., nachdem er zwey ganzer Jahre darauf gearbeitet hatte. p. 199. heißt es nun: Quel eſt auſſi le graveur aſſés ſûr de ſa main, pour haſarder de faire avec le ſimple Diamant et ſans les ſecours du touret, la moitié de ſon ouvrage? Or c'eſt de cette

maniére

maniére que Mr. Guay a fait les cheveux et presque toutes les chairs. Comme ce morceau etoit d'une trop grande étendue par rapport aux proportions du touret dont Mr. Guay se servoit ordinairement et que malgré la précaution qu'il avoit eue de faire allonger ses outils, ils n'atteignoient pas toujours les parties où il falloit les appliquer, il s'est vu forcé d'avoir continuellement à la main la pointe de diamant. Ich dächte nun, daß diese Stellen nicht allein den Gebrauch der Diamantspitze überhaupt, sondern allerdings auch den vortheilhaften und den weit ausgedehnten Gebrauch derselben hinlänglich beweisen müßten.

Endlich beschreibt Vettori in seiner Differt. Glytogr. p. 100. die Methode, wie mit der Diamantspitze gearbeitet wird, so genau, so umständlich, so richtig, daß er zuverlässig nur als Augenzeuge davon reden konnte. Er sagt nämlich: Gemmarum caelatores, ad eas incidendas, vel Adamantem, vel rotam adhibere solent. Siquidem in summitate styli, siue azuli, qui ferreus est, tenuis, nec palmarem longitudinem adsequitur, scobem, siue frustulum Adamantis ita componunt, vt moueri nequeat, dum opus sculpturae perficiunt, quod agunt, sola cuspide Adamantis, gemmam perfricando. Oleum vero quandoque guttatim infundunt et smiridis pulvere inficiunt gemmam, sicque iuvant Adamantem etc. ferner p. 102., nachdem er umständ=

ständlich beschrieben hat, wie der Stein, der geschnitten werden soll, befestigt werden müsse: Idem omnino firmandae gemmae modus in vsu est, si Adamantem, non Rotas adhibeat. Dieses Verfahren, mit der Diamantspitze aus freyer Hand zu schneiden, muß sich auch lange unter den Künstlern erhalten haben, denn Encelius sagt ausdrücklich: Adamantes expetuntur, (vt adhuc fieri videmus) a scalptoribus, ad reliquas materias et gemmas exsculpendas et formandas, et tum solo ferro debent includi. cf. Encelius de Re Metallica. Franc. 1557. Lib. III. c. X. p. 189.

Diesem allen ungeachtet aber hat neulich der bekannte Hof-Steinschneider Herr Döll zu Suhl sich einen mächtigen Ausfall gegen alle diejenigen erlaubt, die so etwas behauptet hatten. In Meusels Museum für Künstler, Mannheim. 1791. St. 13. S. 16. und 18. sagt er: "Natter habe das irrige davon bewiesen, Plinius gelte so wenig als Daniel Lippert, der Gebrauch der Diamantspitze sey ein Hirngespinst, welches gar keine Widerlegung verdiene, hundert Ursachen machten den Gebrauch der Diamantspitze beym Steinschneiden völlig unnütz. rc."

Wie Herr Döll zu dieser Uebereilung gekommen sey, begreife ich nicht. Wäre derselbe ein unbedeutender Mann, nur ein gewöhnlicher Künstler, so würde ich nicht ein Wort davon sagen. Allein gerade weil er ein so vorzüglich geschickter und vortrefflicher Künstler ist, daß wir ihn bald

einem

einem Natter und Marchant werden an die Seite setzen können, so muß das Falsche seiner Behauptung um so mehr gerügt werden. Das Urtheil eines solchen Mannes in seiner Kunst ist immer von großem Gewichte. Um desto schlimmer, wenn es falsch ist, und doppelt nachtheilig, wenn es in Journalen steht, denn leider werden jetzt die mehresten Wissenschaften nur in und nach diesen literarischen Irrwischen studiert.

So viel bleibt indessen gewiß, daß des Herrn Döll's Behauptung durchaus falsch ist. Die Alten bedienten sich beym Steinschneiden eben derselben Werkzeuge, deren sich unsere jetzigen Artisten bedienen, nämlich des Touret's; außerdem aber haben sie die Diamantspitze oft bey ihren schönsten Kunstwerken mit angewendet.

Ein zweytes Nagemittel der Alten war ganz zuverlässig der Smirgel. Aus dem, was Dioscorides L. V. c. 166. von Σμιρις, und Isidorus Hisp. L. XVI. Origg. c. IV. voce Ismirus, davon sagen, erhellet dies deutlich genug; auch hat Hesychius den Smirgel, voce Σμύρις, angeführt. Ja, meiner Ueberzeugung nach, findet sich sogar schon im Jeremias, Cap. 17. v. 1. und im Ezechiel, Cap. 3. v. 9. ein Beweis davon. Zwar hat Luther sowohl als der Ritter Michaelis hier Diamant oder Diamantspitze übersetzt. Allein zu geschweigen, daß es überall höchst problematisch sey, ob und welchen Namen der Diamant im Hebräischen habe, so dünkt mich, daß,

daß, wenn die Juden den Diamant unter diesem Namen wirklich gekannt und verstanden hätten, dieser sicherlich auch unter den Edelsteinen in Arons Brustschilde würde zu finden seyn. Dort aber ist der Name, dessen sich Jeremias und Ezechiel hier bedienen, auch mit keiner Sylbe erwähnt. Ueberall äußert der Ritter Michaelis bey jenem Brustschilde die Vermuthung, daß die Juden den Diamant zu Moses Zeiten noch gar nicht gekannt haben. Ueber diese Streitfrage verdient indessen vorzüglich wohl Braun de Vestitu Sacerd. Hebr. Lugd. Bat. 1680. C. VIII. et XIII. nachgelesen zu werden. Jeremias sowohl als auch Ezechiel nennen nun denjenigen Stein, wovon sie sagen, daß er äußerst hart auch etwas damit eingegraben oder eingeschnitten sey, Smir (שמיר). Dieser Name kommt aber mit jenem Namen der Griechen, Σμιρις, und zugleich mit der Anwendung desselben so auffallend überein, daß er mit Wahrscheinlichkeit auf einen andern Stein, als den Smirgel, nicht wohl zu deuten ist. Ich darf diese Vermuthung um so weniger für gewagt ansehen, da sie schon Braun in seinem vorhin angeführten Werke, p. 619. vorgetragen hat, auch der ältere Michaelis in seiner bekannten hebräischen Bibelausgabe ebenfalls äußert, und sich deshalb auf Bocharti Hieroz. P. II. L. 6. c. 11. berufen hat. Höchstwahrscheinlich ist auch der scharfe Stein, von welchem Herodotus sagt, daß ihn die Aethiopier zum Schneiden der Siegel- und Edelsteine gebrauchten,

nichts

nichts anders als der Σμιρις. cf. Herod. Lib. VII. S. 69. p. 541. ed. Wesseling.

Das Naxium war ein drittes Nagemittel der Alten. Wenn man dasjenige mit einander vergleicht, was Dioscorides. L. V. c. 168. und Plinius L. 36. S. 10. auch L. 37. S. 32. davon erwähnen, so kann es unmöglich etwas anderes gewesen seyn, als nur ein harter Schleif- oder Schieferstein. Ersterer bemerkt überdem noch, daß er sehr abgenutzt werde, wenn man eiserne Werkzeuge darauf schärfe, und letzterer, daß er zum Poliren der marmornen Bildsäulen gebraucht werde, auch daß andere Nagemittel ihm bald vorgezogen wären. Er kann also zuverlässig nicht sehr hart gewesen, überhaupt damals unter die vorzüglichen Mittel nicht gerechnet seyn.

Von allen Nagemitteln der Alten ist indessen der Ostracit dasjenige, welches mir am mehrsten auffällt. Es wundert mich doch, daß man es nicht schon längst errathen habe, was dieser Ostracit eigentlich war. Die Beschreibung, die uns Dioscorides, L. V. c. 165. davon mittheilt, lautet in der lateinischen Uebersetzung folgendermaßen: Ostracites testae similitudinem habet, crustosus, et in laminas fissilis, quo mulieres ad pilos amouendos pro pumice vtuntur: und beym Plinius heißt es: L. 36. S. 31. L. 37. S. 65. Ostracitae similitudinem testae habent. Vsus eorum pro pumice ad laeuigandam cutem. Ostracitidi ostrea nomen et similitudinem dedere.

Diese

Diese Beschreibungen sind doch wohl hinreichend, um unser bekanntes Os Sepiae, oder Bein des Tintenwurmes, welches auf allen Apotheken zu haben ist, darin zu erkennen. Diese knochichte Schulpe von höchst sonderbarer Textur führt dieser Seewurm im Rücken. Sie ist selten größer als eine Mannshand, und findet sich an sehr vielen Orten am Ufer des Meeres. Die schönsten erhalten wir jedoch aus Italien, durch Tyroler. Die größten werden meistens von den Goldschmieden zu Löffel- und Gabelformen gebraucht.

Bey genauer Untersuchung wird man leicht bemerken, daß die äußere Schale, welche das innere zellulöse Gewebe dieses Ostracites umgibt, etwas härter sey, als das innere. Es kann daher wohl seyn, daß die alten Artisten diese Schale fein zerstoßen, und sich derselben beym Schneiden mit dem Touret, als eines Ueberganges vom Schmirgel bis zum Poliren, bedient haben. Inzwischen glaube ich doch, daß solches, nur bey merklich weichen Steinen, mit Nutzen anzuwenden war. Ich bin daher auf einen anderen Gedanken gerathen.

Bey großen Came'en wird man in den Grundflächen, worauf die erhabenen Figuren ruhen, immer einige Ungleichheiten bemerken. Sie fallen gleich ins Auge, je nachdem man sie gegen das Licht drehet und wendet. Aus der Form von einigen dieser Ungleichheiten wird es mir beynahe wahrscheinlich, daß die alten Künstler zuerst das Gan-

ze, und besonders diese Grundflächen mit dem Touret angelegt und ausgearbeitet, hierauf aber feine Streifen aus dem Ostracite geschnitten, diese immer mit etwas Wasser angefeuchtet, und damit diese größeren Grundflächen, vielleicht auch andere große Partien in den Figuren selbst, wie mit feinen Feilen aus freyer Hand nachgearbeitet, und so zur feinsten Politur vorbereitet haben. Bey so großen Came'en als diejenigen sind, wovon Herr Eckhel in seinem herrlichen Werke: Pierres gravées du Cabinet Imperial, Vienne. 1788. Tab. 1. 2. 3. 5. 7. 8. 10. 12. äußerst schöne Abbildungen mittheilt, läßt sich dieses doch wenigstens als möglich denken, vollends aber bey so gigantischen Arbeiten en Camée, wie die Familie des Tiberius zu Paris ist. Und vielleicht hat Plinius L. 37. S 65. mit den Worten: duriori tanta inest vis, vt aliae gemmae scalpantur fragmentis eius, nichts mehr, als nur so etwas sagen wollen.

Noch wäre es möglich, daß nur die eigentlichen Politores gemmarum, nicht aber die Scalptores sich des Ostracites bedient hätten. Das Geschäfte der ersten bestand nur darin, daß sie die Edelsteine bis zum Schneiden verarbeiteten; sie rund oder oval, auch flach oder schildförmig zurichteten, und sie, in dieser oder jener bestimmten Figur, polirt den Scalptoren überlieferten. Daß die Politores bey dieser Vorarbeit, und besonders vor der letzten Politur den Ostracit bey einigen weicheren Edelsteinarten

steinarten mit Vortheil gebrauchen konnten, ist mir sehr wahrscheinlich.

Bey dem allen aber ist auch der Fall noch denkbar, daß die alten Künstler sich des zarten Staubes vom innern lockern Gewebe des Ostracites, beym Poliren des inneren Schnittes, bedient haben.

Bevor ich jedoch dem wie weiter nachspüre, muß ich mich nothwendig einer Stelle im Plinius annehmen, die man bisher sehr falsch erklärt hat, und wo man diesen guten Mann, unschuldiger Weise, immer etwas Non-Sens sagen ließ.

Wenn er nämlich, L. 37. S. 74. es blos als eine dunkele, noch ungewisse Sage erzählt, daß man in Arabien große Kieselgeschiebe, mehrere Tage und Nächte hindurch, in Honig siede, um sie von allen daran sitzenden Erden, Schalen und Unreinigkeiten zu säubern, in Arabia repertis ingentibus glebis, melle excoqui tradunt septenis diebus noctibusque sine intermissione: ita omni terreno, vitiosoque decusso, purgatam puramque glebam, artificum ingenio varie distribui in venas, etc. so folgt hieraus doch lange nicht, daß er auch da anrathe, die Gemmen in Honig zu kochen, wenn er bald nachher versichert: omnes gemmae mellis decoctu nitescunt, praecipue Corsici: in omni alio vsu acrimoniam abhorrentes. Er will hier nichts weiter sagen, und sagt auch wirklich nichts weiter, als nur, die Gemmen erhalten einen helleren, feineren,

neren, fetteren Glanz, wenn man sich bey ihrer Politur, eines Decoctes von Honig bedient. Durch das anhaltende Aufreiben eines Honigdecoctes vermittelst der Polirmaschinen, wird auf den Gemmen ein feiner, fetter Hauch, eine Art von öhligem Ueberzuge hervorgebracht, wodurch die matte Politur allerdings durchscheinender wird, und die Gemmen überhaupt klarer und durchsichtiger erscheinen. Mehr als dieses, läßt sich auf Edelsteinen, vermittelst des Honigs auch durchaus nicht bewirken.

Ich bin ganz davon überzeugt, daß man der Methode der Alten die Gemmen zu poliren, gewiß sehr nahe, wohl gar noch völlig gleich kommen würde, wenn man ein Decoct von Honig mit äußerst fein zerriebenem Staube vom Innern des Ostracites, oder auch mit andern schon bekannten Polirmitteln vermischte, z. B. mit fein geschlemmtem Tripel, oder mit Zinnasche, oder mit dem Cap. mort. vitr. edulc. und die zu polirenden Gemmen damit eben so behandelte, als Mariette diese letzte Arbeit des Künstlers, in seinem Traité des Pierres gravées, T. I. p. 205. seq. so ungemein deutlich und umständlich beschrieben hat. Ich meine nämlich, daß man statt des Wassers, dessen Mariette beym Anfange der Polirung erwähnt, sich des Honigdecoctes bedienen solle, und daß man zuletzt, wo blos noch mit weichem Holze polirt wird, gar nichts weiter als nur dieses Honigdecoct gebrauchen müßte.

Ich begreife überall nicht, warum Plinius hier durchaus das Widersinnige behaupten muß, daß harte Steine, die nicht einmal von mineralischen Säuren angegriffen werden, dennoch vom kochenden Honig durchdrungen, und dadurch reiner, heller und glänzender würden. Der große Geßner hat es zwar eben so verstanden. Denn in seinem Thesauro, voce Decoctus, setzt er noch hinzu: Hoc est, cum melle Decoctae. Das nitescere, als Folge davon, war ihm jedoch zu unglaublich. Er wollte also den Plinius heraushelfen, und wählte eine andere Leseart. Er schrieb nämlich mitescunt, statt nitescunt. Allein, es wird dadurch gerade nichts gewonnen, und Plinius bedarf hier keiner Hülfe. Denn da, wo er von den Arabischen Kieseln redet, und ein Auskochen ausdrücklich verstanden haben will, bedient er sich wohlbedächtlich des Ausdruckes, melle excoqui, hier aber redet er nur von einem decoctu mellis. Schon die ersten chemischen Grundsätze, hätten einen jeden hier stutzig machen, und ihn billig zur Aufsuchung eines besseren Sinnes bewegen sollen. Ein deutscher Chemiker wird es den Plinio auf sein Wort gewiß nicht zuglauben, daß Honig, wenn es auch das beste Corsische wäre, weder per acrimoniam noch per excoctionem, wirkliche Edelsteine durchdringe und sie dadurch heller machen könne. Ein Chemiker war Plinius überall nicht und was manche hievon, als von einem besondern, uns noch unbekannten Geheimnisse der Alten geschwatzt

haben,

haben, überzeugt mich wenigstens nicht. Ich habe auch nirgends einen nur etwas wahrscheinlichen und zweifelsfreyen Beweis davon gefunden.

Es wird wohl niemand läugnen wollen, daß Plinius nicht einige höchst abgeschmackte und alberne Dinge mit vorbringe. Diese finden sich bey ihm in großer Anzahl. Wer aber dem Plinius deshalb unbedingt Vorwürfe machen will, der lese doch ja erst, was ein Heyne, in seinen Antiq. Aufsätzen. 2. St. S. 77. so richtig darüber geurtheilt hat. Das unedle, höchst lächerliche Geschäfte, alle jene Albernheiten herauszusuchen, und mit Mühe zusammen zu stoppeln, konnte indessen auch niemand ohne einigen Nachtheil übernehmen, als nur — ein Franzose. Falconet hat es in seinen Oeuvres, Lausanne. 1781. T. V. p. 119. seq. auf eine, seinem Nationalcharakter völlig angemessene Art, ausgeführt: und was noch mehr ist, so verstand er seinen Plinium nicht einmahl immer richtig. Er verdient daher mit Recht die Weisung die ihm im Cabin. d' Orleans, T. I. Paris. 1780. p. 136. ertheilt wird. Hätte Falconet statt dessen sich die Mühe gegeben, alle Stellen im Plinius aufzusuchen, wo er mißverstanden wird, wo man ihn widersinnige Dinge ohne sein Verschulden sagen läßt; so hätte er dagegen etwas vernünftiges und nützliches ausgeführt. Allein Falconet war ganz Franzose.

Daß

Daß Plinius oft nur mißverstanden werde, daß man ihn zuweilen ganz unbegreifliche und widernatürliche Dinge da sagen lasse, wo er ganz begreifliche, und noch jetzt bekannte Handgriffe mittheilt, davon will ich doch einige Beyspiele anführen. Sie betreffen die bildenden Künste. Es hat daher immer auch einige Verwandschaft mit der Kunst in Stein zu schneiden. Ueberdem ist es mir beynahe unmöglich, eine Gelegenheit unbenutzt zu lassen, wo ich glaube, den Plinius vertheidigen zu können. In dieser Rücksicht, wird man es mir verzeihen, wenn ich hier noch etwas weiter ausgreife, als die Steinschneidekunst, eigentlich wohl die Veranlassung dazu geben möchte.

Plinius sagt, L. 36. S. 66. vom Glase: Ex massis rursus funditur in officinis, tingiturque. Et aliud flatu figuratur, aliud torno teritur, aliud argenti modo caelatur. Aus dem torno teritur, haben nun einige herleiten wollen, als ob die Alten ein besonderes Geheimniß, eine uns unbekannte Kunst besessen hätten, das Glas abzudrechseln; ja einige haben das Wort abdrechseln, wohl gar noch in dem Sinne genommen, als wir es jetzt vom Holze, Metalle, Elfenbein und dergl. verstehen. Und das sonderbarste ist, daß wir alles, wovon Plinius hier redet, so gut wissen, sogar noch besser und vollkommener damit umgehen können, als die Alten es nur je verstanden haben.

Hier kann durchaus nur von zwey Fällen die Rede seyn. Entweder, vom Glase so lange es noch glühend und geschmeidig ist, oder vom Glase wenn es schon völlig erkaltet und erhärtet ist.

Nimmt man das erste an, so gehe man nur in eine wohl eingerichtete Glashütte. Man wird sich da bald überzeugen können, daß auch unser Glas, wenn Wein- oder Biergläser oder Pokale daraus gebildet werden, täglich noch torno teritur, nämlich so lange es glühend und geschmeidig ist. Ich verlange nicht einmahl, daß man in eine so äußerst vollkommene Anlage gehe, als die des berühmten Parkers ist.

Nimmt man aber den zweyten Fall an, so haben wir Deutsche, schon vor Caylus, die Kunst, das Glas mittelst metallener Instrumente und Smirgel vor der Hohl-Docke rund abzudrehen, eben so gut, vielleicht noch besser verstanden, als es die Alten wohl jemals mögen verstanden haben. Wäre Caylus mit den Künsten unserer deutschen Artisten völlig bekannt gewesen, so hätte er warlich nicht nöthig gehabt, die Methode erst mit Hülfe des D. Majauld so mühsam wieder auszufinden. Eben so gut, als er in seinem Recueil d'Antiquités. T. 2. p. 357. vom argenti modo caelatur sagt: ceux qu'on a travaillés en Allemagne, nous fournissent mille exemples de cette opération, hätte er immer noch hinzusetzen können: et ces Allemands ingenieux connoissent aussi l'art de le travailler

vailler

vailler au Tour; ce que nous autres François ignorons, et ce qui n'est pas fort étonnant par exemple. Er urtheilt inzwischen sehr richtig, wenn er die Bemerkung macht: on ne sauroit enlever des coupeaux du verre pour le rendre rond; ce n'est qu'en l'usant sur le Tour, qu'il est possible de le tourner.

Uebrigens ist es eine sehr brodtlose Kunst, die ein jeder geschickter Kunstdrechsler zwar ausüben kann, aber darum nicht leicht mehr ausüben wird, weil man jetzt ungleich wohlfeiler die schönsten Formen unmittelbar von den Glashütten, besonders aus England, erhalten kann.

Die Methode Gläser abzudrehen ist in Deutschland von jeher eben diejenige gewesen, die Caylus l. c. p. 358 seq. umständlich beschreibt. Ich besitze selbst einen außerordentlich schönen Pokal, sogar von Kunkelschem Rubinglase, dessen obere Hälfte völlig rund abgedrehet ist. Man darf also das torno teritur beym Plinius gewiß nicht unter die wundersamen, unerklärbaren, und verlohrnen Künste rechnen. Was würde ein deutscher Artist wohl sagen, wenn er beym Caylus p. 357. liest: Quant au Verre tourné, Pline dans une Description magnifique qu'il faut lire etc.: und hierauf im Plinius nichts weiter findet, als aliud flatu figuratur, aliud torno teritur, aliud argenti modo caelatur? Wollte und mußte Caylus schlechterdings une Description magnifique von schönen Glasarbeiten der Alten nachweisen, so würde ich ihm lieber das Epigr. 94.

aus dem Martial L. 14. dazu empfohlen haben, welches schon Harduin anführt:

Calices.

Nos ſumus audacis, phaebeia toreumata, vitri;

Noſtra nec ardenti gemma feritur aqua.

Diese so hellglänzenden und völlig durchsichtigen, ex audaci vitro gebildeten, wohl gar noch en bas - relief gearbeiteten Trinkgeschirre, verdienten es gewiß ungleich mehr, als jene Stelle. Und hätte er ja eine Kunst der Alten bey den Glasarbeiten anführen wollen, die wirklich verlohren gegangen und noch immer nicht wieder aufgefunden ist, so ist es die, Gläser zu blasen, ohne daß man irgendwo einen Nabel oder Ansatz bemerken kann. Bey den schönern Gläsern der Neuern wird dieser Ansatz durch das Abschleifen völlig weggearbeitet. Bey den Gläsern der Alten ist dieses jedoch nie der Fall. Es ist vielmehr ohne Ausnahme ein sicheres Zeichen der Aechtheit, wenn die Oberfläche, weder am Boden, noch am Rande abgeschliffen, und dennoch nirgends eine Spur vom Nabel oder Ansatze zu bemerken ist.

Daß man Basreliefs auch aus Glas verfertigen könne, ist bekannt. In vielen Kunstsammlungen wird man große, und fleißig gearbeitete Stücke davon antreffen. Jetzt aber, werden sie wohl kaum noch verfertigt. Diese Arbeit ist äußerst mühsam, höchst zerbrechlich, und hat blos als künstliches Werk, noch einigen Werth. Der Wiederschein

des

des Glases verbreitet beynahe durchgehends falsches Licht und Schatten, und verwirrt die Vorstellung im Ganzen. Ob aber die Alten diese Kunst auch so gut verstanden haben als unsere Artisten, darüber getraue ich mir nicht zu entscheiden. Diejenigen Stücke, die ich hievon gesehen habe, waren offenbar aus neueren Zeiten.

Von der Cälatur der Alten in Glas, oder dem eigentlichen Glasschneiden, hat Caylus l. c. p. 363. ebenfalls einige Ueberreste beschrieben. Sie sind jedoch sehr unbedeutend, und billig hätte er hier das so merkwürdige und schöne Thränengefäß aus der Strozzischen Sammlung anführen sollen, wovon sich in des de Rossi Gemme antiche, Roma. 1707. P. 2. p. 217. ein Kupferstich, und eine italienisch=weitschweifig=gelehrte Beschreibung findet, dagegen von der Manier und Methode, wie es gearbeitet ist, wenig oder gar nichts.

Ueber die Cälatur-Arbeit und Toreutic der Alten.

Die Cälatur=Arbeit und Toreutic der Alten, gehört meiner Ueberzeugung nach, ebenfalls zu den Dingen, wo man den Plinius und überhaupt die alten Schriftsteller, oft nur mißverstanden, auch zum Theil unrichtig erklärt hat. Um so mehr ist es zu bedauren, daß die Schriften eines Antigonus und Menaechmus

über die Toreutic verlohren sind. Hätten wir diese noch, so würden wir freylich davon richtiger urtheilen können. So aber läßt sich, nach Verbindung einiger Bruchstücke, von dieser Kunst der Alten nur im Allgemeinen etwas bestimmen.

Daß sie von der Torneutic oder eigentlichen Drehkunst gänzlich verschieden sey, hat bereits Salmasius in Exercit. Plin. p. 738. gezeigt: und, daß Phidias nicht der Erfinder der Toreutic seyn könne, läßt sich daher mit Gewißheit behaupten, weil schon Anacreon der Toreutic erwähnt hat, dieser aber an die dreyßig Jahre todt war, als Phidias gebohren wurde. Daß sie aber auch nicht die Kunst sey, in Metall zu formen und zu gießen, erhellet aus folgendem. Plinius sagt L. 34. S. 19. primusque (Phidias) artem toreuticen aperuisse atque demonstrasse merito iudicatur. Es muß also nothwendig etwas anders seyn, als Formen und Gießen; denn wie lange war dieses nicht selbst in Griechenland schon vor dem Phidias bekannt und getrieben; Pausanias L. VI. c. 19. p. 497. ex ed. Kuhnii. L. VIII. c. 14. L. III. c. 17. Außerdem sagt Martial. L. 14. Epigr. 102.:

Accipe non vili calices de puluere natos,
Sed Surrentinae laeue toreuma rotae.

Strabo. L. VIII. Amst. 1707. p. 585. et 586.: (p. 381. et 382.) daß man viele τορευματα οστρακινα in den Ruinen von Corinth aufgesucht habe. Dieß können nun Kunst-

werke

werke mancherley Art gewesen seyn, Basreliefs, Büsten, Lampen, Vasen. Sie waren jedoch sämtlich aus Thon verfertigt, und nicht von Metall. In Portici sieht man sogar noch ziemlich große Statuen aus terra cotta cf. Bartels I. 143. und Winkelm. in mon. ant. ined., auch beschreiben Dempster und Gori sehr viel dergleichen antike Basreliefs und Büsten, noch sind deren in Menge in Lord Townly's Sammlung vorhanden; womit denn zu vergleichen ist Plinius H. N. L. 35. S. 43. 44.; desgl. Pausanias ed. Kuhnii Lib. I. c. 11. p. m. 7. μετὰ δὲ τὸ τοῦ Διονύσου τέμενός ἐστιν οἴκημα ἀγάλματα ἔχον ἐκ πηλοῦ, etc. auch C. 40. p. m. 97. Τῷ δὲ ἀγάλματι τοῦ Διὸς, πρόσωπον ἐλέφαντος καὶ Χρυσοῦ, τὰ δὲ λοιπὰ, πηλοῦ τέ ἐστι καὶ γύψου. noch Lib. I. Cap. 3. ταυτῆς επεστι etc. Lib. VII p. 580. αγαλματα δε σφισι etc. Plutarch bedient sich des Ausdruckes τορεια von irdenen Gefäßen, Apopht. p. 174. Martial L. 4. Epigr. 46. Hispanae luteum rotae toreuma: und so finden sich noch der Stellen in Menge, die es nicht erlauben, unter Toreutic das Formen und Gießen zu verstehen.

Ich muß zwar in einigen Stücken, hier von der Meinung des Herrn Hofraths Heyne abgehen; inzwischen bleibt mir dessen Abhandlung über die Toreutic in den Antiq. Aufsätzen, Stück 2. S. 127., von der größten Wichtigkeit. Sie ist offenbar

die

die einzige Grundlage, wo alles, was über diese Kunst irgend ein Licht verbreiten kann, mit einer beynahe unglaublichen Belesenheit zusammengestellt ist. Und nur dieser Abhandlung allein haben wir es zu verdanken, wenn wir dieser Kunst der Alten anjetzt mit Sicherheit nachspüren können.

Daß die Toreutic, dem ersten und eigentlichen Sprachgebrauche nach, nur von einer Kunst zu verstehen sey, die auf Arbeiten in Metall, und zwar nur auf erhabene Arbeiten angewendet wurde, ist in gedachter Abhandlung hinlänglich bewiesen. Eben so auch, daß sie nicht das war, was wir jetzt getriebene Arbeit nennen, wo nämlich das Metall von innen heraus, durch Punzen und ähnliche Instrumente, nach auswärts zu, in diejenigen Formen gezwungen wird, die ihm der Künstler geben will. Endlich auch, daß es nicht ein Eingraben, Einschneiden von Figuren, keine Arbeit à l'Intaglio sey. Von dem allen war es nichts, und wer sich davon überzeugen will, muß nothwendig die vielen Belege nachsehen, die in jener Abhandlung davon zusammengetragen sind.

Dagegen kann nach Vergleichung aller Umstände die Toreutic der Alten nichts anders gewesen seyn, als eben die Kunst, welche alle große und geschickte Bildgießer, Goldschmiede, Bronzearbeiter, kurz alle Artisten, die er-

habene

habene Arbeiten, sie mögen Bildsäulen, oder Basreliefs, groß, oder noch so klein seyn, in Metall gießen, nothwendig verstehen und anwenden müssen, wenn sie anders ihren Arbeiten den gehörigen Grad der Vollkommenheit geben wollen.

Um mich sogleich näher zu erklären, will ich zum Beyspiele den Bildgießer nehmen. Es soll eine Bildsäule im Großen aus Bronze gegossen, deren Guß vollendet, alles gehörig erkaltet, und die Bildsäule aus den Formen genommen und völlig gesäubert seyn. Dann wird sie auf das genaueste untersucht, und ich setze voraus, sie sey im Ganzen ohne alle Fehler, so fehlt doch immer noch sehr viel, bevor man sagen kann, daß eine solche Bildsäule denjenigen Grad der Vollkommenheit und Eleganz erhalten habe, den sie doch haben soll und muß. Und da ist es erst, wo die Toreutic angewendet wird, um dieses auszuführen.

Ich muß nothwendig einige Fehler angeben, die eine, übrigens meisterhaft gegossene Bildsäule, dennoch haben kann, und zum Theile gewöhnlich hat.

Also z. B. entdeckt man zuerst hin und wieder sehr feine Gußlöcher. Diese werden noch etwas tiefer nachgebohrt, mit Stiften desselben Metalles versetzt, und durch Feilen,

Schleif-

Schleif- und Bimmstein gehörig wieder ausgeglichen; in den Vertiefungen des Mundes, der Ohren, der Nase, der Hände finden sich Ungleichheiten; diese werden entweder mit feinen Bohrern, oder Meißeln, oder Feilen ꝛc. weggearbeitet, und so, wie es seyn muß, ausgeführt; in den Haaren findet sich, daß einige Vertiefungen nicht hinlänglich ausgedrückt sind, das Ganze nicht locker genug, und der Zug von einigen Partien der Haare zu stumpf ausgegossen ist; jene Vertiefungen werden mit Bohrern nachgeholt, und der Zug der Haare überhaupt durch Punzen, Meißel, Grabstichel ꝛc. völlig ausgedrückt; an den Augen wird die Schärfe des Augenschnittes an den Augenliedern durch Grabstichel und feine Meißel angegeben; auf den Flächen der Haut im Gesichte, am Halse, an den Armen, überhaupt auf allen nackten Theilen finden sich rauhe Gegenden, die dem Ausdrucke der Muskeln, des richtigen Schattens und Lichtes, dem unmerklichen Uebergange nachtheilig sind; diese werden den Umständen nach mit feinen Feilen, Schabeisen, Schleifsteine, Bimmsteine, Kohlen, bestrichenem Leder, durchaus nachgeglättet; an den Zierrathen, als Helm, Kopfputz, Leibgürtel, Brustharnisch, Degen, wird alles durch Grabstichel, Punzen, Feile, Bohrer ꝛc. bis zur nöthigen Feinheit nachgearbeitet; am Gewande wird die Lage der Falten, auf ähnliche Weise nachgeholfen: und so wird überhaupt die ganze Bildsäule, vom Kopfe bis zu den Füßen, mit dem größten Fleiße nachgearbeitet, auch derselben allein nur

hiedurch die höchstmögliche Richtigkeit, Schönheit und Eleganz gegeben, worauf denn alles mit einem Firnisse überzogen wird.

Dies, und nur dies allein, war die Toreutic der Alten: nämlich ihren Bildsäulen und Basreliefs nach vollendetem Gusse, durch Meißel, Bohrer, Feilen, Schabeisen, Grabstichel, Punzen, Schleifsteine, und mehr ähnliche Werkzeuge, den höchsten Grad einer meisterhaften Ausführung und Vollkommenheit zu geben. So ganz Unrecht hatte daher Pomponius Gauricus wohl nicht, wenn er in seinem Tractate de Sculptura Veterum, Norimb 1542. 4to. p. 42. b. sich so ausdrückt: — toreutice, quom vasa, fibulas, candelabra et eiusmodi ancedimus latine vt video proprie dicta Politura. Ueberdem aber wird meine Erklärung allerdings auch durch die Etymologie des Wortes τορεύειν unterstützt, man mag es nun von dem veralteten τερω, abreiben, abschleifen, oder von τόρω perforare. Hom. Iliad. XI. 286. ableiten.

Gewöhnlich ist nun diese Arbeit ein Werk der Silberarbeiter, wenigstens eines sehr geschickten Arbeiters in Or moulû; und nur der richtige Geschmack und das feine Gefühl des Bildhauers kann es bestimmen, in wie weit dieses mehr oder weniger, fleißig auszuführen sey, um nicht den edeln und großen Ausdruck des Ganzen dadurch zu schwä-

schwächen, und dagegen ins Kleinliche und Kindische zu verfallen.

Zu den schönsten Ueberresten von dem, was die Alten nur irgend durch Toreutic ausführen konnten, gehören unstreitig einige Stücke, die im Königl. Museo zu Portici verwahrt werden. Winkelmann hat davon im 1sten Theile seiner Gesch. d. Kunst S. 258. und in den Sendschreiben von den Herkulanischen Entd. S. 35. und 36. eine Beschreibung mitgetheilt, und alle Kunstkenner bezeugen es ausdrücklich, daß zu einem noch höheren Grade von Vollkommenheit, verbunden mit richtigem Geschmacke und feinem Gefühle, sich diese Kunst nicht wohl erheben könne. Diese so bewundernswürdigen Meisterstücke sind folgende: Zuerst ein sitzender Merkur, ferner ein Kopf des Plato, wiederum ein Kopf des Ptolomäus Apion, noch ein Kopf des Seneca, endlich ein Kopf der Berenice.

Hoffentlich ist es jetzt überflüssig, auch die Toreutic der Goldschmiede und anderer Metallarbeiter, hier noch durchzugehen. Man wird es schon von selbst beurtheilen können, wie ein jeder von diesen, nach dem Verhältnisse seiner feinern, oder gröbern Arbeiten, auch feinere oder gröbere Werkzeuge gebrauchen müsse. Denn freylich, der Abstufungen vom Goldarbeiter, der Medaillons verfertigt, vom Silberarbeiter, der künstliche Schalen und Becher mit

frey-

freystehendem Laube, Basreliefs und eleganten Handgriffen ausführt, vom Bronzearbeiter, der meisterhafte Verzierungen in Or moulû zu Vasen und Feuerruthen liefert, bis zum geschickten Kanonen= und Glockengießer hinab, gibt es unzählig viele. Und so muß auch ein jeder von diesen Künstlern, nach dem Maaße seiner Talente, nach dem Verhältnisse der Materie, worin er arbeitet, und nach der Absicht, wozu dieses oder jenes bestimmt ist, seine Werkzeuge zu wählen, und anzuwenden wissen.

Hieraus wird sich nun manches erklären lassen, was von einigen für widersprechend und unrichtig gehalten ist. Denn so wird es doch begreiflich, wie in der Folge das Wort Toreutic, vorzüglich von Dichtern, in einem weitern Sinne genommen, und auch auf Arbeiten in andern Materien angewendet werden konnte. Hatten die Künstler sich derselben Methode, derselben Werkzeuge bedient, um ihren Arbeiten die höchste Eleganz zu geben, so war die Kunst und deren Grundsätze dieselbe, wenn gleich die Materie noch so verschieden war. Und mit Grunde würde man kaum behaupten können, daß das Wort hier im uneigentlichen Sinne gebraucht sey.

Auch wird man, wie ich glaube, mehrere Stellen der Alten nach meiner Erklärung des Wortes Toreutic, leichter und ungezwungener als bisher erläutern können.

So

So setzt z. B. Plutarch in Vita Aemil. Pauli c. 37. T. II. p. 221. von dem Sohne des Perseus, der in Rom ein geschickter Künstler geworden war τορευειν και λεπτυργειν zusammen. So versteht man nun, warum dem Callimachus in einem Griechischen Epigramm, und zwar in Analect. T. II. p. 144. ein τορευτον ἐπος zugeschrieben wird, wobey man gewiß nicht an einen Metallguß denken kann, wohl aber an das gekünstelte und polirte im Ausdrucke, welches die Franzosen leché nennen würden. Selbst die berüchtigte Controvers über die schwere Stelle beym Virgil Eclog. III. 37. wird dadurch mit eins entschieden. Noch erhalten alle gleich Anfangs hier angeführte Stellen aus dem Plinius, Martial, Strabo, Plutarch, einen bessern Sinn. Nur muß man freylich auf jeden Fall annehmen, daß τορευειν bald allgemeiner gesagt, und in vielen Stellen zwar allerdings von Metallarbeiten, außerdem aber auch von Arbeiten in Thon und Glas gebraucht sey.

Bey dem allen aber, möchte ich den Begriff von Cälaturarbeit wenigstens nicht immer und ohne alle Einschränkung, mit dem der Toreutic für gleichbedeutend annehmen. Es ist gewiß, daß da, wo Toreutic angewendet wird, auch der Ausdruck, die Absicht, und die gesuchte Vollkommenheit, oft nur durch Cälaturarbeit erst erreicht werden könne. Ich halte daher die Cälaturarbeit,

mehr für einen Theil der Toreutic, nur für eine ihr untergeordnete Kunst. Kurz, ich glaube, Cälaturarbeit im strengsten Sinne genommen, sey eigentlich nur das, was wir jetzt unter den beyden Benennungen von graviren und ziseliren verstehen. Nämlich wenn eine noch völlig ungebildete rohe Masse, es sey nun Metall, oder Elfenbein, oder Glas, oder Thon, durch Punzen, Grabstichel, Feilen, Rädchen ꝛc. in eine bestimmte Form ausgearbeitet wird, und darauf feine Verzierungen und Bildwerke durch Treiben, Graben, Ausschleifen, Ausfeilen ꝛc. ausgeführt werden. Die Ableitung des Wortes caelare von caelum scheint auch meine Vermuthung zu unterstützen, so wie selbst die Stelle im Quinctilian II. 4. 7. wo vom üppigen und geziertem Ausdrucke die Rede ist: Sit modo, vnde excidi possit, et quod exculpi. Erit autem, si non ab *initio* tenuem nimis laminam duxerimus, et quam caelatura altior rumpat.

Die Toreutic beschäftigte sich also, meiner Meinung nach, nur allein damit, daß sie solchen Maßen die schon im Ganzen vorgearbeitet und ausgebildet waren, durch verschiedene Hülfsarbeiten den höchsten Grad der Ausführung und Vollkommenheit gab, die Cälaturarbeit, im strengsten Sinne genommen, aber nur mit Massen oder doch solchen Theilen der Kunstwerke, die noch gar nicht ausgebildet waren, also ihre ganze

Aus-

Ausführung blos durch graviren, ziseliren, ausschleifen, erhielten.

Vielleicht waren nun die so bewunderten Arbeiten des Bathycles am Throne des Amycläus, die so berühmten Vorstellungen am Kasten des Cypselus, und der schöne Becher des Anacreon, nur Cälaturarbeit; und so könnte Plinius immer noch Recht haben, das Phidias der Erfinder der Toreutic sey. Waren jene Werke aber ganz zuverlässig erhoben gegossene Arbeiten in Metall, Basreliefs, die ebenfalls schon durch Toreutic ihre Vollkommenheit erhalten hatten, so ging des Plinius Meinung wohl nur dahin, daß Phidias der erste sey, der die Toreutic wissenschaftlich trieb, auch nach gewissen Regeln und Grundsätzen darin Unterricht gab, und sie auf große gegossene Bildsäulen anzuwenden lehrte. Ueberhaupt dünkt mich, daß nur dieses der wahre Sinn von dem seyn köune, was Plinius dort eigentlich sagen wollte.

Dem sey jedoch wie ihm wolle, so wird man es hiernach leicht erklären können, wie die alten Schriftsteller, und vorzüglich Dichter, die Worte Toreutic, Toreuma, caelare, caelatura, nicht immer in dem ängstlich-strengen und technisch-richtigen Sinne gebraucht haben, als ein Artist sich ihrer nur bedienen durfte. Beyde Operationen

sind so nahe mit einander verwandt, oft so unzertrennlich, gehen so unvermerkt in einander über, daß ein und derselbe Künstler, gewöhnlich beyde verstehen und ausüben muß; und da, wo beyde zugleich angewendet werden, wird es oft ihm selbst unmöglich seyn, eine feste, für jedermann verständliche Grenzlinie anzugeben.

— — Si quid nouisti rectius istis,
Candidus imperti; si non, his vtere mecum.

Horat.

Ueber den Hydrophan und Pantarbas.

Anfrage wegen des Hydrophans der Neuern, und Pantarbas der Alten.

Der Hydrophan, den man auch Lapis mutabilis und Oculus Mundi nennt, gehörte vormals zu den größten Seltenheiten. Man kannte weder sein Geschlecht, noch sein Vaterland, und man war ungewiß, ob er ein Natur- oder ein Kunstprodukt sey. Er war in der Mineralogie ohngefehr eben das, was in der Geschichte die Masque de Fer ist.

Nach vielen vergeblichen Versuchen hatte ich endlich das Glück, im Anfange des Jahrs 1773, ein großes Stück vom Hydrophan in meiner Fossiliensammlung zu entdecken, und eben dadurch war ich im Stande, nicht allein das

Ge-

Geschlecht dieses Steins, sondern auch sein Vaterland mit Sicherheit zu bestimmen.

Es war meine Absicht, diese Entdeckung den Freunden der Mineralogie sogleich vollständig mitzutheilen. Durch einen für mich sehr traurigen Vorfall wurde ich jedoch daran behindert. Ich nahm inzwischen Gelegenheit, meine Bemerkungen dem Hern. Leibmedikus Brückmann, dem Hrn. Prof. Adolph Murray zu Upsal und noch andern Freunden mitzutheilen.

Sehr überflüssig wäre es, wenn ich von diesem Fossil hier noch etwas sagen wollte, da jene Gelehrte schon so umständliche Nachrichten davon geliefert haben. Sie finden sich in den

Abhandlungen d. K. schwedischen Akademie d. Wissenschaften, f. d. J. 1769. Leipz. 1774. B. 32. S. 174.

Desgl. f. d. J. 1777. Leipz. 1782. B. 39. S. 321.

Brückmanns Abhandlungen von Edelsteinen, Braunschweig. 1773. S. 246.

Ebend. Beyträge dazu. Braunschw. 1778. S. 172.

Ebend. Beyträge, 2te Fortsetzung, Brschw. 1783. S. 179.

Bald nachher entdeckte man den Hydrophan in mehreren Ländern, und fand sogar verschiedne, sehr merkwürdige Abarten.

Die

Die schönste ist indessen wohl diejenige, die man in Sachsen entdeckte. So viel ich weiß, wird sie dort unweit Oschatz, zwischen den Dörfern Leuben und Wermsdorf, gefunden. Sie gehört ebenfalls zum Geschlechte der Opale. Im trocknen Zustande ist sie völlig undurchsichtig, und hat alsdann einige Aehnlichkeit bald mit einem Stück roher Kreide, bald mit einem weißlichen Kalcedon, bald mit einem blassen Speckstein. Im Wasser erhält dieser Stein aber sehr geschwind eine merkliche Durchsichtigkeit, und sogleich spielt er durch und durch die reinsten und brennendsten Farben aller Edelsteine, wie sie der schönste Opal nur immer spielen kann. Dieses Farbenspiel behält er auch so lange, als er vom Wasser noch hinlänglich durchdrungen ist.

Noch vor kurzem besaß ich selbst einige sehr große und schöne Stücke von diesem Hydrophan, und bey den Versuchen, die ich oft damit anstellte, um die so auffallende Farbenveränderung zu betrachten, fiel mir gewöhnlich die sonderbare Beschreibung ein, die sich in einigen Schriften der Alten vom Pantarbas findet. Z. B.

1. Im Ctesias, und zwar in dessen Fragmente von Indien.
2. Beym Philostrato in Vita Apollon. L. III. c. 14.
3. Beym Heliodor in Aethiopicis. Parisiis. 1619.
4. In Nic. Caussini Syntagm. Elect. Symb. Parisiis. 1618. L. XI. Symb. 49.

Was Philostratus und Heliodor, noch mehr aber, was Caussinus davon erzählen, ist doch gewiß nur Abschreiberey und Nacherzählung desjenigen, was Ctesias davon gesagt hatte. Also nur bey diesem, als bey der Quelle, will ich allein stehen bleiben.

Beym Ctesias heißt es nun in Indicis Sect. II cf. Herodotus ex ed. Wesselingii. Amsterd. 1763. p 826.

Περὶ παντάρβας τῆς σφραγῖδος καὶ ὡς οζ σφραγῖδας απορῥιφθεισας καὶ τιμίους λίθους εἰς τὸν ποταμὸν ἅτινα ἦν τοῦ Βακτρίων καπήλου, αὐτὴ ανείλκυσεν ἐχομένας ἀλλήλων.

De Pantarba sigillari gemma: et quomodo septuaginta septem sigillares gemmas et lapides pretiosos in flumen proiectos, (quae omnia erant cuiusdam Bactriani institoris) Pantarba retraxerit inter se cohaerentes.

Wörtlich und buchstäblich, so wie diese Stelle hier lautet, wird sie freylich kein Naturkundiger für wahr annehmen. Dies versteht sich von selbst. Sie hat also hier in der Maße keinen Werth.

Es ist aber die Frage, ob dennoch hiebey nicht etwas Wahres zum Grunde liegen könne, und ob nicht das wirkliche Verhältniß der Sache nur unrichtig vorgetragen sey?

Bey den Nachrichten des Ctesias von Indien muß überhaupt darauf Rücksicht genommen werden, daß er hier nicht selbst rede, sondern Photius. Dies beweist sogleich der Eingang, und durchgehends der Vortrag. Es ist nur ein vom Photius verfertigter Auszug, und eine mehr oder weniger vollständige Anzeige von dem, was Ctesias in seinen Indischen Nachrichten gesagt und beschrieben hatte. Mit Sicherheit läßt sich daher nicht bestimmen, in wie weit dieses oder jenes des Ctesias eigne Worte sind.

Hiezu kommt noch, daß am Ende von diesen Nachrichten erinnert wird, Ctesias gestehe ein, daß er verschiednes mit aufgenommen habe, was ihm andre mitgetheilt hätten, wiewohl nur solche Leute, die er für Augenzeugen und für ganz zuverlässige Aussager gehalten habe.

Endlich ist zu bedenken, daß bey der größten Wahrheitsliebe dennoch vom Ctesias einige Nachrichten nur darum unrichtig und verkehrt konnten aufgenommen werden,

den, weil er solche vielleicht von Ausländern einzog, deren Sprache ihm nicht vollkommen geläufig und verständlich war. Ein Umstand, der noch in unsern Tagen so manche Mißverständnisse und höchst lächerliche Angaben bey Reisenden veranlaßt hat. Eben dieses ist gewiß oft der Fall beym Ctesias. Bey vielen von seinen Angaben läßt es sich deutlich nachweisen; besonders bey den Thieren. Und warum sollen denn auch die Alten nicht so gut, wie wir, ihre Bruce und Baillants, und Benjowskys gehabt haben. Herr v. Kerguelin sah in Norwegen das Zeichen des Fabrikanten auf einem Tabacksbriefe: es war ein Bauer, der mit einem Bären kämpfte. Sogleich gab er seinen Landsleuten eine Nachricht von der Maniére de prendre les Ours en Norvége.

Bey dem allen nun dünkt mich, daß es sehr unbillig sey, wenn man solche Angaben und Beschreibungen des Ctesias, die nicht völlig mit unsern jetzigen Kenntnissen und Erfahrungen übereinstimmen, nur sogleich und ohne weitere Untersuchung ins Reich der Unwahrheiten und Absurditäten verweisen will. Ein Betrogener ist Ctesias wohl oft gewesen: daß er aber Unwahrheiten wissentlich erzählt habe, glaube ich nicht.

Ich frage daher, ob es bey diesen Verhältnissen wohl nicht möglich sey, nach jener Beschreibung des Pantarbas,

den wahren Vorgang der Sache sich etwa folgendermaßen zu denken:

"Ein Bactrianischer Gaukler oder Taschenspieler hatte viele, (77) gewiß über funfzig verschiedne Edelsteine ins Wasser geworfen; als er hierauf den Pantarbas ebenfalls hineinwarf und wieder herauszog, hatte dieser alle zuvor ins Wasser geworfene Edelsteine an sich gezogen, denn man sah sie alle in ihn vereinigt."

Es bedarf wohl keiner weitläuftigen Ausführung, was ich mir jetzt bey dieser Nachricht vom Pantarbas denken könnte. Ich brauche nur anzunehmen, daß jener Gaukler ein großes Stück von dem zuerst beschriebenen opalisirenden Hydrophan besessen, und damit bey den unwissenden Zuschauern jene Täuschung hervorgebracht habe. Ich möchte sogar behaupten, daß ein geschickter Taschenspieler selbst noch in unsern Tagen manchen Vornehmen und Geringen so etwas vorspiegeln könnte, sobald sie nur den opalisirenden Hydrophan nicht schon kennen gelernt haben.

Ob man in Ostindien Opale finde, weiß ich nicht, noch weniger, ob man daselbst opalisirende Hydrophane antreffe. Allein, bey so unglaublich vielen Arten und Abarten von Edelsteinen, die sich in jenen weitläuftigen Gebirgen finden, ist es mir doch höchst wahrscheinlich, daß der Opal ebenfalls dort anzutreffen sey: und, wenn es gegründet ist, was Davila in seinem Catalogue de Curiosités

sités, Paris. 1767. T. 2. p. 174. n. 395. versichert, so läßt sich dies um so weniger bezweifeln.

Ich bitte jedoch, alles, was ich hier vom Pantarbas gesagt habe, für nichts mehr anzusehen, als nur für eine Anfrage, ob man alsdann, wenn sich in der Folge Opale und opalisirende Hydrophane wirklich in Ostindien finden sollten, nicht berechtigt sey, jenen Pantarbas für den opalisirenden Hydrophan zu erklären?

Ueber

Ueber die

Fruchtsperre

im Herzogthum Magdeburg.

Freymüthige Gedanken eines Preußischen Patrioten, bey Gelegenheit der unbedingten Fruchtsperre in den Preußischen Staaten. Geschrieben im Decemb. 1795.

Die allgemeine Korntheurung, die sich beynahe über ganz Europa erstreckt, fordert um so mehr jeden Patrioten zum ernsthaften Nachdenken auf, da glücklicher Weise die Königl. Preußischen Staaten, und beynahe nur ausschließ- send, noch davon befreyet sind.

Schon seit geraumer Zeit habe ich daher gewünscht, vorzüglich über folgende Fragen eine gründliche Belehrung zu erhalten:

1) ob die jetzige Einrichtung des allgemeinen und unbedingten Zuschlages, die wohlthätige Absicht, welche offenbar dabey zum Grunde liegt, auch mit Sicherheit bewirken könne? und zwar,

2) so, daß nicht auf der andern Seite dem Staate ein beträchtlicher Schaden zugefügt werde? endlich,

3) ob nicht ein anderer Mittelweg aufzufinden sey, wodurch der Endzweck noch sicherer als bißher erreicht, der Nachtheil für den Staat aber, wo nicht ganz vermieden, doch merklich vermindert werden könnte?

Ueber diese Fragen ist nun bis jetzt unendlich viel, theils für, theils wider, geurtheilt und geschrieben. Zur besseren Uebersicht des Ganzen darf ich daher auch meine Gedanken hier ebenfalls etwas zusammenstellen.

Soll das Resultat einer solchen Untersuchung aber auch Wahrheit und Gewißheit seyn, so ist es schlechterdings nothwendig, daß sie eben so freymüthig als unpartheyisch angestellt, und nur Schritt vor Schritt entwickelt werde. Wer dieses nicht liebt, den bitte ich ausdrücklich, nicht weiter zu lesen. Dagegen wird der Freund der Wahrheit, der weiter lieset, sich bald überzeugen, daß ich durchaus keine andere Absicht hiebey habe und haben könne, als wo möglich nur dasjenige aufzufinden, was im gegenwärtigen Augenblicke, für das Ganze wohl das gemeinschaftlich Beste und Sicherste seyn möchte. Ob ich richtig geurtheilt habe oder nicht, dieß ist eine ganz andere Frage, und darüber mag derjenige entscheiden, der dazu Lust und Beruf hat.

Der 1ste Gegenstand bey dieser Untersuchung war folgender:

Ob die jetzige Einrichtung des allgemeinen und unbedingten Zuschlages die wohlthätige Absicht, welche dabey zum Grunde liegt, auch wohl mit Sicherheit bewirke?

Hiebey kann folgendes in Betracht kommen.

1) Der Rocken, Gersten und Hafer, sind die Hauptbedürfnisse, welche ein Staat nie entbehren kann. Billig müssen diese einen guten Mittelpreiß nie übersteigen, weil sonst diejenigen, die blos von Besoldungen leben, ferner das Militär, ferner die Fabriken, ferner die Handwerker, endlich die ärmere Klasse, offenbar dabey leiden. Eben so nachtheilig ist es aber auch, wenn die Preise von diesen Bedürfnissen anhaltend zu wohlfeil sind. Dann fällt der Werth der liegenden Gründe; es fehlt an Taglöhnern, weil die ärmere Klasse bey der Hälfte der Arbeit schon ihren Unterhalt gewinnt; der Pächter leidet gegen den in günstigen Zeiten gemachten Anschlag, der contribuabele Stand kann seine Abgaben nur mit Sorge und Kummer aufbringen; den Fabriken und Handlungen wird für entbehrliche Producte und Luxuswaaren weit weniger zugewendet, und alle Industrie beym Ackerbau erliegt sogleich gänzlich, wenn dieses Naturproduct nicht die Kosten seiner Cultur reichlich wieder ersetzt.

2) Das erforderliche Quantum an Gersten und Hafer ist hinlänglich im Lande vorhanden. Davon wird niemand etwas heimlich außer Landes schaffen, weil die auswärtigen Preise nicht hoch genug sind, um die Gefahr bey der

Exportation aufzuwiegen. Ich bin auch überzeugt, daß bey bessern Wegen die Preise von diesen beyden Kornarten sich immer beym Mittelpreise erhalten werden, sobald nur durch andere Hindernisse der Verkauf und die Anfuhr nach Magdeburg nicht erschwert und aufgehalten wird.

3) Ob vom Rocken das Bedürfniß so reichlich vorhanden sey, daß außer dem was die hiesige Provinz consumirt, auch noch ein beträchtliches Quantum nach Berlin gehen könne, weiß ich nicht. Für die hiesige Provinz selbst ist indessen das nöthige Quantum gewiß vorhanden, jedoch vermuthe ich, daß in diesem Winter und Frühjahr, bey den jetzigen Einrichtungen, das Erforderliche nicht so regelmäßig und anhaltend zur Stadt und überhaupt zum Verkaufe kommen werde, als man es wünscht.

4) Die Wege in hiesiger Provinz sind, bey so *milden* Wintern als der gegenwärtige ist, für die Gränzorte, auch abgelegenen Güter und Aemter durchaus unfahrbar, und nach einer vor kurzem hier emanirten Verordnung d. d. Magdeburg den 30sten October 1795, ist es sogar unmöglich, in jetziger Jahrszeit von etwas entlegenen Orten Korn zur Stadt zu bringen. Denn es wird ausdrücklich untersagt, in einer Entfernung von 3 Meilen von der Gränze, innerhalb Landes, bey Nachtzeit, Korn zu verfahren. Im Winter und Frühjahre von abgelegenen Orten blos bey Tage, Korn nach Magdeburg zu fahren, ist der Natur der Dinge nach schon unmöglich. Zwey Tage auf der Hinreise

reise und zwey Tage auf der Rückkehr zuzubringen, und vielleicht noch unverdienten Untersuchungen oder Zudringlichkeiten von Jägern oder Zollreutern ausgesetzt zu seyn, dieß kann und wird gewiß niemand unternehmen. Eine natürliche Folge davon ist, daß in allen entfernten Orten ein jeder, der es nur irgend zwingen kann, sein sämtliches Korn, bis nach künftiger Saatzeit, an sich halten muß.

5) Daß im Verhältnisse der Cultur zwischen Gersten und Hafer eine merkliche Veränderung vorgegangen sey, glaube ich nicht. Dagegen ist es gewiß, daß die Cultur des Weizens seit einiger Zeit ganz außerordentlich zugenommen hat, und daß in gleichem Verhältnisse die Cultur des Rockens vermindert ist. Hierin liegt nun der Grund, warum bey der, im Ganzen doch reichlichen Aerndte, der Vorrath an Weizen beynahe unglaublich groß ist, dagegen aber vom Rocken nicht viel mehr, als was zur eigenen Bedürfniß erfordert wird.

6) In der Stadt Magdeburg ist jetzt kein hinreichend großes Magazin von Rocken vorhanden. Wäre dieses, so könnte, wenn aus denen sub Nris. 4. et 5. angeführten Ursachen die Anfuhr des Rockens fehlen, und daher der Preiß steigen sollte, jedesmahl den Bäckern, dem Militär und andern vorzüglich dazu berechtigten, das nach den Umständen nöthige Quantum mit Vorsicht daraus überlassen, und eben dadurch die Preise im Gleichgewichte erhalten werden. Bey dem Mangel eines solchen Magazins

fehlt

fehlt aber dem Staate ein Hauptmittel, um in ähnlichen Fällen alles mit Sicherheit leiten zu können.

7) Vom Weizen ist in hiesiger Provinz ein beynahe unglaublicher Vorrath vorhanden. Er ist ganz zuverlässig weit größer, als daß er im Lande selbst nur irgend consumirt werden könnte. Bey dem allen aber bin ich völlig überzeugt, daß die so gänzlich verbotene Exportation dieses Productes eine beträchtliche Verminderung der Rocken- Gersten- und Haferpreiße nun und nimmermehr bewirken werde. Denn,

a) die Erfahrung lehrt es hinlänglich, daß, bey so äußerst hohen Preißen des Weizens im Auslande, die heimliche Exportation desselben, durch keine menschliche Kraft völlig zu hemmen sey. Ein mehreres hievon weiter unten.

b) Weizen ersetzt in unsern Gegenden den Gebrauch des Rockens zu vielen Bedürfnissen noch bey weitem nicht. Obgleich das feine Mehl des Weizens, allen Erfahrungen nach, ungleich nahrhafter, gesunder und kräftiger ist als das Rockenmehl, so ist dennoch die ärmere Klasse und ein großer Theil der mittleren Stände in unsern Gegenden noch bey weitem nicht so daran gewöhnt, als die Rheingegenden, Braband, England, Frankreich, Italien. Dergleichen Gewohnheiten aber lassen sich auf keine Weise mit eins so willkührlich umändern.

c) Vom Rocken, Gersten, Hafer, geht wohl zuverlässig nicht das mindeste außer Landes, und würde auch alsdann

nicht exportirt werden, wenn gleich einige Ausführung des Weizens erlaubt wäre. Die auswärtigen Preise jener Getraidearten sind von denen in hiesiger Provinz viel zu wenig unterschieden, als daß der Schaden und die Gefahr der Exportation durch den Gewinn nur irgend ersetzt werden könnte.

d) Wenn nun dasjenige, was ich hier behaupte, gegründet ist, nämlich, daß von Rocken, Gersten, Hafer, keine Exportation zu befürchten sey; daß der Vorrath des Weizens den Bedarf davon um vieles übersteige; daß dieser in die Stelle des Rockens nicht ganz wieder eintrete; daß endlich, des Ueberschusses vom Weizen ungeachtet, der Preiß des Rockens sich jetzt noch immer nicht so vermindere als man wünscht; so wird man mir auch zugeben müssen, daß die Weizenvorräthe keinen so großen Einfluß auf die Rockenpreise haben, als manche wohl glauben, und daß also der auf Weizen unbedingt gelegte Zuschlag kein entscheidendes Mittel sey, um auf die Folge den Rocken in hinlänglicher Menge und zu niedrigen Preisen herbeyzuschaffen.

e) Die Erfahrung bestätigt auch das, was ich hier behaupte, sehr auffallend. Im Braunschweigischen ist die Exportation des Weizens unter gewissen Einschränkungen noch frey, und dennoch ist der Unterschied im Preise vom Rocken, Gersten, und Hafer, dort um nichts größer als er gegen den in der Stadt Magdeburg zu allen Zeiten und

von

von jeher gewesen ist: nämlich pro Wispel höchstens 4 Thaler.

Wenn ich nun alles mit einander verbinde, was ich über diese erste Frage gesagt habe, so glaube ich auch behaupten zu dürfen, daß der unbedingte Zuschlag, so wie er gegenwärtig Statt findet, wohl nicht das den Umständen durchgehends angemessene Mittel sey, um wegen eines allgemein zureichenden Vorrathes von Rocken zu billigen Preisen, und zwar bis auf künftige Aerndte, völlig gesichert zu seyn.

Die 2te Hauptfrage war, ob durch die jetzige Art des Zuschlages dem Staate nicht auf der andern Seite ein beträchtlicher Schaden zugefügt werde?

1) Da jetzt ganz und gar kein Korn ausgeführt werden darf, so leidet unser König doch offenbar einen großen Verlust am gewönlichen Imposte.

2) Millionen an baarem Gelde, welche die hiesigen Unterthanen sogleich aus England, Holland und Frankreich, für Weizen ziehen und gewinnen könnten, werden verlohren, und gehen dagegen ins Braunschweigische, Hildesheimische, Meklenburgische, nach Hamburg, und nach Amerika. Gewöhnlich exportirt unsere Provinz, in jedem Jahre, blos an Weizen, über 50,000 Wispel; und das allerwenigste, was wir in diesem Aerndtejahr, ohne Nachtheil des ganzen Kornverhältnisses, blos am Weizen hätten entbehren können, sind ganz zuverlässig 30,000 Wispel. Diese zu 70 Thaler, machen schon über 2,000,000 Thlr, und

zwar in Golde, um welche diese Provinz offenbar, wo nicht ganz, doch gewiß größten Theils, weniger reich geworden ist.

3) Diesen Verlust leidet nun ganz allein der gutdenkende und rechtschaffene Unterthan, der die Königl. Verordnungen und Landesgesetze treu und ängstlich befolgt.

4) Der vorsetzliche und schlaue Betrüger ist dagegen der einzige, der diesen Verlust nicht leidet, vielmehr mit Gewinn belohnt wird.

5) Aller Strenge, aller noch so umständlich genommenen Maaßregeln ungeachtet, wird, wie man allgemein behauptet, immer noch fortdaurend eine unglaubliche Quantität von Weizen heimlich exportirt, und zwar — ohne daß dafür einiger Impost eingehe, und — ohne daß dagegen Rokken wieder ins Land gebracht werde.

6) Der aufmerksame Beobachter, der Gelegenheit hat, den Landmann oft und im Stillen zu verfolgen, muß eingestehen, daß der moralische Character desselben, bey dem jetzigen unbedingten Zuschlage, in einem sehr hohen Grade verdorben wird, so daß die Folgen davon nicht leicht zu übersehen sind. In allen Einrichtungen, die sich über ganze Länder erstrecken, muß man den Menschen nehmen, wie er wirklich ist, und nicht, wie er nach hypothetischen Philosophemen seyn könnte; nicht, wie er in abstracto vielleicht seyn müßte, sondern wie er in der Natur da wirklich vor uns steht. Man denke sich daher den gemeinen Landmann

mann, dessen Begriffe von Moralität ohnehin nur schwach und dem Interesse durchaus untergeordnet sind. Dieser sieht jetzt unmittelbar neben sich Schätze und Reichthümer, die er besitzen könnte. Alles wird daher bey ihm bis *aufs* äußerste rege und angespannt, um, trotz aller Verbote und Gegenmittel, dennoch seinen Endzweck zu erreichen. Es übersteigt wirklich allen Glauben, und wer nicht *anhaltend* auf dem Lande selbst ein ruhiger Beobachter ist, hat durchaus keinen richtigen Begriff von dem Benehmen und der Denkungsart des Landmannes in diesem Augenblicke. Mit Wagen und Pferden soll, wie man mir versichert, jetzt wenig oder gar nichts mehr außer Landes gebracht werden: dagegen desto mehr durch sogenannte Sackträger. Sie gehn einzeln, aber in großer Menge, nur in ungebahnten Gegenden, durch anhaltende Dickungen, Moräste, über Gräben, wo sie niemand sehen, noch verfolgen, und noch weniger einholen kann. Wird ja einer zufällig betroffen, so ist das äußerste, daß er den Sack im Stiche läßt und für seine Person entspringt. Keine menschliche Kraft ist im Stande dieses zu verhindern, am wenigsten bey langen Winternächten; und wird ja der eine oder der andere mit Sicherheit ertappt, so ist die einzige Folge davon, daß dieser mit Frau und Kind unglücklich, im Ganzen und in der Hauptsache aber nicht das mindeste dadurch gebessert wird. Zu diesem Gewerbe verleitet einer den andern: der Geist der Unzufriedenheit, der heimlichen Verbindungen,

des Tadels über öffentliche Einrichtungen, der Bestechung active und passive, der Aussinnung von unerlaubten Mitteln, des Betrügens und Lügens, des Angebens und Verrathens, der Widerspenstigkeit gegen seine Vorgesetzte, der gewaltsamen Widersetzungen gegen die Landesverordnungen, des Zusammenrottens ꝛc. ꝛc. nimmt immer mehr und mehr überhand und verbreitet sich von einem Tage zum andern. Die Begriffe von Ehrlichkeit und Religiosität werden geschwächt, und bey Untersuchungen ist sogar der Eid kein sicheres Mittel mehr, um die Wahrheit immer zu ergründen. Kurz, der edle, gute Character des Landmannes leidet ganz augenscheinlich, und oft wird durch ungegründete Zudringlichkeiten und unverdiente Härte von Seiten der Aufpasser sogar der unschuldige und gutdenkende verleitet, aus Mißvergnügen zur Parthey der Unruhigen überzugehen. Man glaube jedoch ja nicht, daß dieses Mißverhältniß erst jetzt veranlaßt sey. Wer sich den geraden und biederen Sinn des Landmannes erinnert, wie er noch unmittelbar nach dem siebenjährigen Kriege war, und wie herzlich er seinem Könige und seinem Vaterlande anhing, der wird mir eingestehen müssen, daß durch Einführung der französischen Regie der offene und treuherzige Character des Landmannes zuerst erschüttert wurde. Die Immoralität nahm schnell so merklich überhand, daß viele Landleute einen Eid, der wegen Contrebande abzuleisten war, mit dem Namen Franzoseneid

eid belegten, und ihn dann als höchst gleichgültig und für gar nicht verbindlich ansahen. Das jetzige Mißverhältniß ist also nur eine Fortsetzung und Wiederanregung der damals schon bewirkten Verstimmung. Weil jedoch die Folgen von solchen Mißverhältnissen sich weder ganz übersehen noch mit Sicherheit berechnen lassen, so glaube ich auch, es sey die Pflicht eines jeden getreuen Vasallen und ächten Patrioten, daß er zeitig genug und bey schicklicher Gelegenheit allerdings auf diesen Gegenstand die Aufmerksamkeit mitzuleiten suche: denn wahrlich, ähnliche Einrichtungen waren es, die den Character jener treulosen verworfenen Nation, der Franzosen nämlich, so von Grund aus verdorben haben.

7) Ich bin gewiß sehr entfernt jemanden zu beschuldigen, daß er in der politisch-statistischen Rechenkunst noch so weit zurück und verwahrloset sey, um zu wünschen, daß die Cultur des Weizens wieder vermindert, und die des Rockens dagegen vermehret werden mögte. Es geschieht also nur gelegentlich, wenn ich hier etwas davon erwähne.

Es ist allerdings gegründet, daß schon seit 20 Jahren, vom Gutbesitzer an bis zum geringen Landmanne hinab, die Cultur des Weizens immer zugenommen hat, und die des Rockens merklich vermindert ist. Die Vermehrung des Weizenproductes ist so beträchtlich, daß unsere Provinz jetzt jährlich einige Millionen hiedurch allein vom Ausländer mehr gewinnt, als sie vorhin beym stärkern Rockenbau gewinnen

winnen konnte. Diese Vermehrung des Reichthums erregte neuen Eifer in der Agricultur; alle Industrie wurde mehr und mehr angespannt, man bauete mehr Futterkräuter, man verdoppelte beynahe durchgehends den Viehstand und führte die Stallfütterungen ein, um den Dünger zu vermehren; man veredelte mit großen Kosten die Arten des Rind- und Schaafviehes, man mergelte die Aecker, wo es die Lage erlaubte; man suchte Moräste und Brüche abzuwässern; man machte ungenutzte Aenger und öde Holzungen urbar, und durch alles dieses vermehrte man nicht etwa blos das positive, sondern auch sogar das relative Product der gesammten Kornmasse, ganz außerordentlich: die Population nahm ansehnlich zu, weil mehr Arbeiter als bisher erfordert wurden und auch ernährt werden konnten. Vor ohngefehr 20 Jahren waren in dieser Provinz kaum 2700 Seelen auf 1 □ Meile, jetzt 3200: die Pachtungen konnten erhöhet werden: der Werth der Grundstücke stieg ganz außerordentlich; manche Familien, die verschuldet waren, konnten sich völlig wieder aufhelfen, und der Wohlstand des Ganzen nahm augenscheinlich zu. Alles dieses war eine Folge blos von der vermehrten Industrie beym Ackerbau, diese aber würde gewiß nie bis zu dem hohen Grad gebracht seyn, wenn nicht der Landmann durch den Gewinn beym Weizenbau dazu angetrieben wäre, und dieser ihm die Kosten seiner Arbeiten und seines Fleißes reichlich wieder ersetzt hätte. Der sicherste Reichthum eines

Landes,

Landes, so wie die Population, beruhen auf den Ackerbau. Da, wo das Product der Industrie beym Ackerbau sogleich mit Gewinn versilbert werden kann, verhält sich die Masse des gesammten Reichthums und der Population, wie die Güte des Bodens. Eben daher ist im Lüneburgischen der Nationalreichthum sehr geringe und die Population auf 1 □ Meile nur = 950: in der Churmark die Population auf 1 □ Meile = 1650; im Braunschweigischen der Reichthum des Landmannes schon beträchtlicher, und auf 1 □ Meile die Population = 1900. Dagegen bey einem Boden, der mit dem Magdeburgischen und Halberstädtschen nur von gleicher Güte ist, nämlich im Coburgsaalfeldischen ist noch ein größerer Reichthum, und die Population auf 1 □ Meile = 4200. In Braband war vor der Revolution der Nationalreichthum ganz außerordentlich, und die Population auf 1 □ Meile = 4700. Aber noch mehr, den neuesten und sichersten Nachrichten zufolge, ist in der Grafschaft Ravensberg die Population auf 1 □ Meile = 6100; ja in der Lombardey war sie sogar = 6800. Diese wenigen Vergleichungen zeigen nun hinreichend, was für einer großen Vermehrung des Reichthums und der Population unsere Provinz immer noch fähig sey, sobald nur die fortschreitende Industrie des Ackerbaues nicht durch irgend eine Veranlassung gestört oder durch falsche Maaßregeln wohl gar unterdrückt wird. Meiner Ueberzeugung nach, würde also derjenige sehr fehlen und

dem Staate einen unersetzlichen Schaden zufügen, der während einer momentanen Erschütterung, die ein Mißverhältniß über eine halbe Welt verbreitet hat, nur auf solche Mittel und Vorkehrungen denken wollte, die während dieser Erschütterung zwar einige Hülfe verschafft, dagegen bey Rückkehr der allgemeinen Ordnung, den großen Gang der Nationalindustrie gestört, den Hauptquell des Reichthums verstopft, und Millionen, die unsere Provinz fortdaurend gewinnen könnte, nur benachbarten Staaten aufgedrungen hätten. Der Erfolg wird es ganz zuverlässig bestätigen, daß, unmittelbar nach eingetretener allgemeiner Ruhe, das Verhältniß des Weizen- und Rockenbaues sich von selbst, wie Ebbe und Fluth, in ein gehöriges Gleichgewicht setzen werde. Alle Vorkehrungen und Hülfsmittel, welche das Haupt-Nationalgewerbe, nämlich den Ackerbau, auf lange Zeit und von Grund aus erschüttern, halte ich daher für höchst nachtheilig und gefährlich.

8) Ueberhaupt ist in jedem großen Staate der Ackerbau die sicherste Grundfeste des Reichthums. In allen Staaten, von Lissabon bis Petersburg, bestätigt dieses ganz unwidersprechlich der Augenschein und die Erfahrung.

Unter andern will ich doch einen höchst auffallenden Beweis davon anführen. Als Turgot den Ackerbau in Frankreich wieder in Aufnahme bringen wollte, wurden mit der größten Sorgfalt und mit einem außerordentlichen Aufwande deshalb Untersuchungen angestellt. Die vollständigen

ständigen Resultate, welche man den Publico vorlegte, ergaben nun folgendes:

a) Daß unter Ludwig XV. das Product des gesammten Ackerbaues jährlich nicht mehr, als nur $\frac{1}{6}$ von dem betragen hatte, was solches jährlich unter Heinrich IV. betrug;

b) daß Frankreich für Stoffe und ähnliche Fabrikate zwar Millionen gewonnen, dagegen für die Producte der Agricultur Milliards verloren hatte;

c) daß zwey Millionen Menschen, welche den Ackerbau treiben, vollkommen für Ein Milliard Livres am Werthe produciren können;

d) endlich, daß dagegen drey Millionen Ouvriers nie mehr als nur für 700 Millionen Livres an Werth produziren können; mithin nicht einmal völlig die Hälfte von dem, was durch den Ackerbau gewonnen werden kann.

Dieß sind nun Resultate und Wahrheiten, die für einen Staat, dessen Ackerbau einer hohen Cultur fähig ist, gewiß von der größten Wichtigkeit sind.

Eben daher sagte mir der bekannte Franklin, mit welchem ich mich oft über diesen Gegenstand unterhalten habe, "daß er für die Amerikanischen Provinzen durchaus keine Fabrikanten und Manufacturiers suche, noch annehme. Der Ackerbau sey der solideste und sicherste Reichthum eines Staates, womit auch unmittelbar eine Vermehrung der Population verbunden sey. Der hiedurch erworbene

worbene Reichthum erzeuge sogleich den Luxum, und dann wären Fabriken und Manufacturen eine natürliche, sogar nothwendige Folge vom Luxus. Da, wo die Güte des Bodens zugleich mit der vortheilhaften Lage zum Verkaufe verbunden sey, mithin einen hohen Grad von Cultur erlaube, müsse der Ackerbau schlechterdings als die erste und wichtigste Fabrik des Staates beurtheilt und behandelt werden. Aber, so wie jede andere Fabrik, werde auch diese durchaus unterdrückt, alle Indüstrie dabey erstickt, der Reichthum, den man offenbar dadurch erwerben könne, den Nachbarn aufgedrungen, und endlich zum ewigen Nachtheile und Bedrucke des vaterländischen Gewerbes diese Staats-Fabrik bey den Nachbarn erst gegründet, auch in Flor und Aufnahme gebracht, sobald man derselben nicht verstatten wolle, das Product, welches sie nur durch anhaltende Indüstrie und durch einen Aufwand von unsäglichen Kosten erzeugen können, eben so, wie andere Fabriken, mit Gewinn wieder zu verkaufen. Denn eine jede Fabrik, welcher man den freyen Verkauf ihrer Producte versage, müsse über kurz oder lang unwiederbringlich zu Grunde gehen."

Mich dünkt, die Wahrheit von dieser Behauptung ist so einleuchtend, und die Vergleichung überall so treffend, daß es überflüssig wäre, noch länger hiebey zu verweilen.

9) Ich erinnere mich aber, daß ein oder anderer noch unmündiger Schwindler behaupten wollte, es sey aus fol-

genden Gründen ein unbedingter Zuschlag doch oft durchaus nothwendig:

a) bey hohen Kornpreisen könne sonst in den Hauptstädten sehr leicht ein Aufruhr wegen Theurung entstehen; und

b) sobald für eine Fruchtart die Exportation erlaubt werde, könne unter diesem Vorwande auch ein großer Theil der übrigen Fruchtarten heimlich aus dem Lande mit fortgehen.

Ein solches Vorgeben verdient doch wohl kaum einer Widerlegung.

Zu den ersten Pflichten eines wohlgeordneten Staates gehört schlechterdings — die immerwährende Unterhaltung von großen Magazinen. Friedrich der Einzige ist mit seinem Beyspiele hierinn schon so wohlthätig vorangegangen; und eben dies ist auch das sichere, durchaus entscheidende Mittel für jeden Staat bey ähnlichen Mißverhältnissen, alles zum Wohl der Unterthanen zu leiten, Ruhe und Ordnung in allen Ständen zu unterhalten und ohne daß irgend despotische Mittel erfordert würden, alle Unzufriedenheit und Gährung, wegen hoher Kornpreise, auf immer zu entfernen. Ein unwidersprechlicher Beweis hievon sind unter andern die für so viele benachbarte Staaten höchst traurigen Jahre von 1771 und 1772.

10) Für alle Indüstrie, Flor der Fabriken, Aufnahme der Manufacturen und Fortschritte der Agrikultur, ist es immer höchst drückend, und ich möchte sagen, sogar tödtend,

wenn

wenn eine nun einmal vorgefaßte Meinung, und ein dem Ganzen nicht angemessener Grundsatz, dennoch mit einem eisernen Eigensinne verfolgt und durchgesetzt wird.

Unter so viel andern, gehört denn auch die Behauptung zu den nachtheiligen Grundsätzen und Irrthümern, wenn einige sogenannte Financiers vorgeben, es müsse diese oder jene Einrichtung auch darum schon hier oder da anwendbar seyn, weil sie mit Vortheil — in England Statt fände!!!

Warlich, wer so etwas behaupten kann, der muß über England weder mit Sachkenntniß nachgedacht, noch seine Unternehmungen nach festen Grundsätzen geprüft haben.

Man verzeihe mir hier eine etwas triviale Vergleichung, die ich jedoch wählen muß, um mich wegen dieser Behauptung in der Kürze verständlich zu machen.

England, diese glückliche Insel, ist ein ungeheures Gebäude von vier Etagen.

1) Die unterste Etage enthält durchgehends und im Uebermaße die unentbehrlichsten Schätze des Mineralreiches: Eisen, Zinn, Kupfer, Salz.

2) Die zweyte enthält überall die Forsten: ich verstehe hierunter die Steinkohlen.

3) Die dritte wird mit einer zum Theile unglaublichen Indüstrie zum Ackerbaue und zur Viehzucht benutzt, und

4) die vierte ist, wegen der unzähligen Canäle und deren Verbindung mit dem Meere, wirklich als der Ocean selbst zu betrachten, vermittelst welchem ein jeder Britte, von

jedem Standpunkte aus, nicht nur wegen seiner Produkte, sondern auch wegen aller Bedürfnisse, mit der ganzen übrigen Welt unmittelbar in Verbindung steht.

Hiezu kommt endlich noch ein höchst mildes Clima, gerade von der mittlern Temperatur, so, daß es nur wenige Länder giebt, wo unmittelbar nebeneinander alle Arten und Abarten von den ersten unentbehrlichsten Bedürfnissen des Menschen in einer solchen Güte und mit so vieler Sicherheit producirt werden können, und wo zugleich noch die Kräfte der arbeitenden Klasse in jeder Jahres= und Tageszeit zur größten Austrengung aufgelegt bleiben.

Jetzt aber fordere ich alle Geographen und Statistiker auf, mir ein Land auf dem ganzen Erdenrund anzugeben, über welches die Hand der Natur alle diese Schätze in dem unglaublichen Uebermaße ausgegossen hätte.

Da, wo sich dieses beysammen findet, wird man alles sehr glücklich ausführen können, was in England nur jemals ausgeführt ist: weil man dann der Natur folgt.

Wo aber dieses nicht ist, da werden auch, trotz aller Kosten, Anstrengungen und gewaltsamen Mittel, alle nur auf England kalkulirte Einrichtungen, durchaus scheitern und dem Staate zum größten Nachtheile gereichen; weil man hier gegen die Natur arbeitet.

In unserm Staate, vorzüglich im Magdeburgischen, Halberstädtschen, Mansfeldischen, bleibt der Ackerbau schlechterdings die einzige, natürlichste und sicherste Grund=

lage

des Nationalreichthums, und — der Population. Mit diesem Hauptgewerbe sinken oder erheben sich auch alle übrigen Nationalgewerbe.

Es bleibt daher, selbst für den Staat, von der größten Wichtigkeit, daß die fortschreitende Indüstrie und der glückliche Unternehmungsgeist, der erst seit zwanzig Jahren mit solchem Eifer hierinn rege geworden, nicht durch gewaltsame und zweckwidrige Einrichtungen gestöhrt, oder wohl gar unterdrückt werden möge.

Ich gehe nunmehr, wiewohl nicht ganz ohne Furcht, zur Untersuchung der letzten Frage über, nämlich:

Ob nicht ein Mittelweg aufzufinden sey, wodurch der Endzweck noch sicherer als bisher erreicht, der Nachtheil für den Staat aber, wo nicht ganz vermieden, doch merklich vermindert werden könnte?

Wer nach dem, was ich bisher gesagt habe, etwa vermuthen wollte, ich wünsche die unbedingte Aufhebung des Kornzuschlages, der würde mich gewiß sehr falsch beurtheilen. Meiner Ueberzeugung nach, muß jeder wohldenkende Mann die bedingte Fortdauer desselben, wenigstens bis zur künftigen Aerndte, dringend wünschen, und unserm Könige für diese, mit Aufopferung des Impostes, getroffene Fürsorge, von ganzem Herzen danken. Es würde sehr überflüssig seyn, von den traurigen, unübersehbar-gefährlichen Folgen hier etwas zu sagen, welche die unbedingte Aufhebung des Zuschlages, in den jetzigen Zeiten, sehr

leicht

leicht nach sich ziehen könnte. Es bedarf nur einer kurzen Betrachtung derjenigen Staaten, die jetzt unter dem Drucke der Theurung seufzen, um das Schreckenbild von jenen Folgen ganz vor sich zu sehen. Wehe also dem Manne, der, durch Eigennutz oder Leichtsinn verleitet, sich diesen Wunsch nur einen Augenblick erlauben könnte.

Um aber den Ideengang richtig zu beurtheilen, der mich auf meinen Vorschlag geleitet hat, muß ich nothwendig zwey Grundsätze voranschicken, die ich bey allen Erfahrungen in so manchen Justiz-Finanz-Kammer-Berg- und Landschaftlichen Collegiis, worin man mich über dreissig Jahr umhergetummelt hat, immer als höchst bewährt und wohlthätig befunden habe; nämlich

a) bey Landeseinrichtungen und Bedürfnissen, wobey eine Aufopferung durchaus unvermeidlich wird, ist es weder rathsam noch billig, daß die Last dieser Aufopferung ganz auf Eine Seite falle: es ist selbst für den Staat Gewinn, wenn sie, so viel möglich, über alle Glieder des Staates verhältnißmäßig vertheilt werden kann.

b) Es ist sehr vortheilhaft, wenn diejenige Leidenschaft der Unterthanen, die bey solchen Einrichtungen vorzüglich rege wird, von Irrwegen ab und dagegen so geleitet und benutzt werden kann, daß sie die wohlthätige Absicht des Staates nicht nur erleichtern, sondern sogar befördern muß.

Nach diesen Grundsätzen, würde ich nun folgendes in Vorschlag bringen:

1) Vom Rocken, Gersten, Hafer, Erbsen, Kartoffeln ꝛc. darf unter keinem Vorwande, auch nicht das mindeste exportirt werden; der Zuschlag bleibt unbedingt auf diese Getraidearten wie er jetzt ist.

2) Auf Weizen wird der bisherige Zuschlag zwar ebenfalls beybehalten;

3) Jedoch werden auf Weizen unter folgenden Bedingungen, von Königl. Cammer Pässe ertheilt.

a) Diejenigen Guthsbesitzer, oder Königl. und andere Pachtbeamte, oder auch Ortsgemeinden, welche wenigstens 4 Wispel Rocken frey nach Magdeburg ins Magazin abliefern;

b) jeden Wispel Rocken, gegen einen Schein daselbst zu 26 Thaler in Currentmünze einsetzen;

c) die Bezahlung dieser 26 Thaler pro Wispel Königl. Cammer bis Johannis 1796 contiren;

erhalten für jede 4 Wispel Rocken, die unter obigen Bedingungen wirklich abgeliefert sind, von Königl. Cammer sogleich gratis einen Exportationspaß auf 6 Wispel Weizen:

d) jedoch muß für jeden Wispel Weizen, sogleich beym Empfange des Exportationspasses, 2 Thaler baar als Impost erlegt,

e) daß solches geschehen, im Exportationspasse bemerkt seyn; und

f) dann dieser Weizen frey und ungehindert gegen Vorzeigung dieses Passes exportirt werden dürfen.

g) Der Kaufmann, der unter gleichen Bedingungen Rocken ins Magazin liefert, und mit voller Sicherheit nachweiset, daß er ihn außerhalb der Königl. Staaten aufgekauft habe, erhält eben solche Exportationspässe als die Guthsbesitzer, Königl. und andere Pachtbeamte, ꝛc. ꝛc.

h) der Impost von 2 Thaler pro Wispel Weizen, wird lediglich zu den Kosten verwendet, welche die Unterhaltung des Magazines erfordert.

i) Königl. Cammer behält die alleinige Direction und Disposition von diesem Magazine.

k) Vorerst aber wäre festzusetzen, daß unter den vorhin bemerkten Vortheilen und Bedingungen, keine Lieferungen beym Magazine, später als bis Ausgang des Monats April angenommen würden.

l) Mit Schluß Johannis müßte denn jeder eingelieferte Wispel Rocken, von Königl. Cammer mit 26 Thaler in Current baar bezahlt, und die Interimsscheine dadurch wieder eingelöset werden.

Dieß wären nun die Grundlinien meines Vorschlages. Um indessen auch die Ursachen von den hiebey angenommenen Verhältnissen anzugeben, so will ich noch folgendes bemerken.

Ich wünschte nämlich,

a) daß unserm Könige aller Rocken, der auf dem Lande selbst nur irgend zu entbehren ist, so bald als möglich zur freyen Bestimmung eingeliefert würde;

b) daß diese Einrichtung für unsern König ganz und gar keine Kosten veranlassen möge, da derselbe ohnehin schon vieles am Imposte verliert;

c) daß auch aus fremden Ländern noch ein beträchtliches Quantum von Rocken in die Preußischen Staaten eingeführt werden möchte;

d) endlich daß das hiedurch getheilte Interesse des Landmannes, den größten Theil desselben bewegen möchte, nicht ferner auf heimliche Exportationen zu sinnen, sondern vielmehr selbst auf diejenigen mit zu wachen, die sich dergleichen erlauben wollten.

Bey Bestimmung der Verhältnisse habe ich durch mehrere Berechnungen, auf die auswärtigen Preise des Rokkens, auf den Schaden der Ablieferung, und auf den Gewinn bey der Exportation, genaue Rücksicht genommen. Ich befürchte daher aus mehreren Gründen, daß der Hauptplan von der Errichtung eines großen Magazines in Magdeburg, weder schnell genug, noch auch vollständig genug, gelingen würde, sobald man die hier angegebenen Verhältnisse abänderte.

Ich bin jedoch weit entfernt zu behaupten, daß dieser Plan nun gerade der beste und vollkommenste sey. Vielmehr bin ich überzeugt, daß Männer von geprüften Kenntnissen

nissen und bewährtem Patriotismus, durch Modificationen und nähere Bestimmung, sehr leicht noch etwas besseres und für das Ganze wohlthätigeres in Vorschlag bringen könnten.

Bey dem allem aber hoffe ich, wenn ich gleich über manches meine Meinung hier frey und offen gesagt habe, daß dennoch niemand meine gute Absicht und meine aufrichtige Ergebenheit für meinen König, nur einen Augenblick verkennen wolle.

Und so schließe ich mit der Horazischen Bitte:

— — Si quid nouisti rectius istis,
Candidus imperti: si non, his vtere: precor.

Etwas
über die
Onyxgebirge
des
Ctesias
und den
Handel der Alten
nach
Ost-Indien.

Herrn

Hofrath Bruns

gewidmet

vom Verfasser.

Si quando cogemur, iis ipsis contradicere, quos maxime alioqui sequimur, ignoscendum erit nobis. Strabo L. I. p. 27. ed. Amst.

Ctesias hat in seinen Indicis einige Nachrichten von einem Gebirge mitgetheilt, worinn man Onyxe, Sardonyxe und andere Edelsteine finden solle. In meiner Abhandlung: "Ueber die Reformen in der Mineralogie," äußerte ich die Vermuthung, daß diese Gebirge wahrscheinlich diejenigen wären, welche sich im eigentlichen Indostan an der westlichen Küste dieser Halbinsel hinunterziehen.

Bald nachher wurde jedoch von zwey sehr verdienstvollen Gelehrten eine andere Meinung vorgetragen. Sie glaubten nämlich, daß jene Onyxgebirge nicht jenseit, sondern dißseit des Indus aufzusuchen wären; und aus mehreren

Grün-

Gründen vermutheten sie, daß es die zwischen der großen und kleinen Bucharey, auch klein Thibet und Kaschemire hindurchziehende Gebirgskette sey. (1)

So lange in jenen Ländern nicht sichere und entscheidende Untersuchungen angestellt sind, kann freylich alles, was sich davon sagen läßt, nur wenig mehr als Vermuthung seyn. Denn die Nachrichten die wir von Indien aus dem Zeitalter eines Herodot's und Ctesias, ja sogar noch des Plinius, besitzen, sind viel zu schwankend, viel zu fragmentarisch, viel zu verworren in allem was Naturgeschichte, besonders die Gebirgslehre betrifft, als daß wir mit Sicherheit etwas daraus folgern könnten.

Wenn ich also einen Versuch wage, von jenen Onyxgebirgen die wahre Lage hier etwas bestimmter nachzuweisen, so wird man auch von mir nichts weiter erwarten dürfen, als nur, daß ich diejenigen Nachrichten aufsuche, die bey Erörterung dieser Frage zu einiger Anleitung dienen, davon die Resultate angebe, in so weit sie über diesen Gegenstand einiges Licht verbreiten, dann aber nach Verbindung des Ganzen, das Uebergewicht des Wahrscheinlichen so genau zu bestimmen suche, als es nach den wenigen sicheren Quellen möglich ist, die uns aus jenem Zeitalter noch übrig sind.

Einige

(1) Böttiger vom Vaterlande der antiken Onyxkame'en. Leipzig. 1796.

Heeren über die Politik und den Handel der Alten. Göttingen. 1796. Th. 2. S. 71. und S. 689.

Einige Materialien lassen sich hiezu jetzt freylich leicht auffinden, nachdem ein Goguet, d'Anville, Rennell, Gosselin, Robertson, Mannert, Heeren, Vincent, über die Länderkunde und den Handelsverkehr der Alten so klassische Werke geliefert haben. Ich bin daher auch im Stande, diejenigen Gründe hier etwas ausführlicher vorzutragen, die ich im Sinne hatte, als ich jene Vermuthung nur vorläufig äußerte.

Um dieses besser zu übersehen, will ich meine Bemerkungen einzeln und nach einer gewissen Folgeordnung zusammenstellen.

§. 1.

Alles, was Ctesias von diesen Onyxgebirgen sagt, ist folgendes:

"De magnis montibus, ex quibus Sardo et Onyches aliaeque gemmae effodiuntur. De magno calore et vt sol decuplo maior, quam in aliis regionibus, esse videatur, multique aestu ibi (ἐνταυθα) suffocentur Tradit etiam, mare ibi (αυθοδι) non minus spatiosum Graeco esse: atque id in summo quidem, donec quis ad quatuor digitorum altitudinem perueniat, feruidum esse: adeo, vt piscis iuxta calorem illum viuere non possit, sed in fundo degat. Quod Indus fluuius, per campos decurrens, montes etiam permeet, in quibus calamus nascitur, quem Indicum vocat etc." cf. Ctesias in Indicis. in

Herodoto ex ed. Weſſelingii. Amſt. 1763. p. 827. Sect. 5.

Ferner: "De ſumma Indorum iuſtitia, et de moribus ac ritibus eorum. De loco ſacro, qui eſt in tractu inhabitabili regionis, quem ſub nomine ſolis et lunae venerantur: ad quem a monte Sardus quindecim eſt dierum iter. Vt ſol ibi ſingulis annis per dies triginta quinque aliquid refrigerationis illis concedat, propter id feſtum, vt ne dum ipſum celebrant et dum reuertuntur, adurantur." p ead. Sect. 8.

Endlich: "Eſt apud eos ſerpens ſpithamae magnitudine, aſpectu ſimilis pulcherrimae purpurae: caput candidiſſimum habens, dentibus omnino carens. Quem venatores in feruentiſſimis (καυμαδεςάτων) montibus nanciſcuntur, ex quibus Sardo gemma effoditur." p. 829. Sect. 16.

§. 2.

Cteſias lebte ungefähr 400 Jahr v. C. G. und zwar in Perſien, wo er Leibarzt am Hofe des jüngern Cyrus war. Bey Beſtimmung ſeiner Angaben von Indien kann es alſo darauf wohl nicht ankommen, ob und wie weit die Griechen zu den Zeiten Alexander's jenſeit des Indus gekommen ſind, ob ſie damals einigen Handelsverkehr mit den Indiern hatten, oder ob ſie überhaupt, mittelbar oder unmittelbar, Kenntniſſe von dieſem Theile Indiens haben konnten. Vielmehr iſt nur zu unterſuchen, ob und welche

Nach=

Nachrichten die Perser in jenen Zeiten, bey Gelegenheit des Küstenverkehrs oder Landhandels, durch Kaufleute von den Indiern haben einziehen können.

§. 3.

Höchst unerlaubt, selbst lächerlich würde es seyn, wenn man behaupten wollte, die Alten hätten von diesem oder jenem Lande Kenntnisse gehabt, und einen Handelsverkehr damit getrieben, obgleich sich nirgends einige Anleitung dazu nachweisen lasse.

Eben so gewagt aber scheint es mir auch zu seyn, wenn man geradezu entscheiden wollte: die Alten hatten von diesem oder jenem Lande zuverlässig keine Kenntniß, — weil sich in ihren Schriften keine Nachricht davon findet.

Billig ist hier zu erwägen, daß unendlich viele Veranlassungen, Mißverhältnisse, selbst Unglücksfälle eingetreten sind, die uns die Ueberlieferung von jenen Kenntnissen nur gar zu leicht entrücken konnten, und zum Theile wirklich entrückt haben.

Die Seefahrer und Kaufleute waren gewöhnlich viel zu einfältig und viel zu unwissend, um von den entfernten Ländern, wohin sie doch unmittelbar handelten, Nachrichten einzuziehen, und diese wieder mitzutheilen. (1)

(1) Strabo, L. XV. p. (686.) 1006. edit. Amst. 1707.

Sie besaßen auch wohl manche Kenntnisse, die sie aber vorsetzlich aus m rkantilischen oder Staatsabsichten äußerst geheim hielten. (1)

Oft blieben diese Entdeckungen den Gelehrten und Erdbeschreibern nur um deswillen Jahrhunderte lang unbekannt, weil die Mittheilung und Verbreitung derselben im damaligen Zeitalter, mit solchen Schwierigkeiten verknüpft war, daß man in unsern Tagen, nach Einführung der Buchdruckerkunst, der Posten, der Zeitungen, rc. sich kaum einen Begriff davon machen kann. Goguet, Gosselin, Mannert, und andere Gelehrte mehr, haben daher mit Recht auf dieses für die alte Literatur so drückende Mißverhältniß aufmerksam gemacht.

Endlich sind auch so viele Schriftsteller gänzlich verloren, die uns über manche Länderkenntnisse der *Alten gewiß* noch wichtige Aufschlüsse würden gegeben haben.

So sind z. B. gänzlich verloren: die Schriften eines Anaximanders und Hekatäus, des Scylax Nachrichten von Indien, die Schriften des Timosthenes, Ephorus und Pytheas; was uns von denen des Onesicritus und Megasthenes noch übrig geblieben, ist im Ganzen doch sehr unbedeutend, und vom Eratosthenes besitzen wir nur Bruchstücke, u. w. dergl. m.

Wahr-

(1) Strabo, L. III. p. (175.) S. C. 265. Goguet de l'Origine des Loix, Arts et Sciences. Tom. 3. p. 559. Heeren von der Politik und Handel der Alten. Th. 2. S. 732.

Wahrscheinlich kannte weder Eratosthenes noch Strabo des Seleucus Nicator Entdeckungen in Indien, (1) Strabo nicht die geographischen Arbeiten des Agrippa, und was noch auffallender ist, sogar Plinius nicht einmal die Schriften des Strabo, der doch nur 30 Jahre vor ihm lebte. (2)

Man nehme uns den einzigen Herodot, und die Umschiffung von Afrika in jenen Zeiten würde gewiß von jedermann geläugnet werden, auch mögte man es schwerlich einem Ctesias allein zuglauben, daß der Karavanenhandel nach China schon damals im Gange gewesen sey, u. w. dergl. m.

Aus diesen und ähnlichen Gründen mehr dünkt mich, daß man den Persern einen Handelsverkehr mit den damaligen Küstenbewohnern vom jetzigen Indostan, noch gar nicht mit Sicherheit absprechen könne.

§. 4.

So schwach, so einsylbig, so räthselhaft indessen die Sagen der Vorzeit auch immer für uns seyn mögen, wenn man sie nur einzeln hört, so rufen sie dennoch zusammengenommen, dem Alterthumsforscher der nicht muthwillig ein Skeptiker seyn will, einige Aufschlüsse und Wahrheiten laut und vernehmlich genug zu.

Darf

(1) Gosselin Geogr. des Grecs. Paris 1790. p. 27.

(2) Gosselin, p. 18. 34. 57.

Darf ich meinem Urtheile irgend hierin trauen, so dünkt mich, daß folgendes wohl unstreitig zu diesen Wahrheiten gehöre:

im Zeitalter des Ctesias hatten die Perser allerdings schon einige, wenn gleich noch unvollständige, Kenntnisse von Indiens westlicher Halbinsel;

sie erhielten diese wahrscheinlich durch die Phönizischen Seefahrer und Handelsleute;

im Indischen Meere war der Seehandel und Küstenverkehr gewiß schon im lebhaften Umschwunge, und,

bey so großen Unternehmungen zur See, bey Entdekkungsreisen welche die ganze damals bekannte Welt umfaßten, bey dem so blühenden Handel nach Indien, wodurch die Waaren und Kostbarkeiten dieser Halbinsel über ganz Asien verbreitet wurden, Unternehmungen, Verhältnisse und Einrichtungen, die sämtlich dem Zeitalter Alexanders vorangingen, ist es beynahe gewiß, daß auch die Griechen, wenn gleich nicht unmittelbar, doch durch den Zwischenhandel und wechselseitigen Verkehr, damals schon einige Kenntnisse, selbst Kostbarkeiten, von Indien werden erhalten haben.

Von diesen Behauptungen liegen, wie ich glaube, schon hinlängliche Beweise in folgenden Thatsachen:

1) Semiramis, dies glänzende Meteor der alten Welt, es mag nun die ältere oder eine jüngere gewesen seyn,

sie

sie mag, nach Goguet, 1700, oder nach andern 1200 Jahre v. C. G. gelebt haben, ließ auf dem Indus eine große Flotte ausrüsten, bediente sich dazu Phönizischer Schiffsbaumeister, und setzte mit ihrem Heere über den Indus, um die Völker jenseit desselben zu bekriegen. Sie soll sogar (wiewohl nur einer ungewissen Sage nach,) künstliche Elephanten haben verfertigen lassen, um den jenseitigen Völkern eine gleichförmige Kraft entgegen zu stellen. (1) Wie würde sie wohl Phönizier zur Ausführung dieses Vorhabens gebraucht haben, wenn diese nicht schon zuvor in jenen Gewässern als Seeleute wären bekannt gewesen? Wie würde sie ihr Heer auf eine den Indischen Heeren ähnliche Weise umgebildet haben, wenn sie nicht von den Ländern jenseit des Indus, und der Methode dort Krieg zu führen, einige Vorkenntniß gehabt hätte? Wie würde sie überhaupt wohl auf den Entschluß gekommen seyn, jenseit des Indus Eroberungen zu machen, wenn sie nicht durch Nachrichten von den Schätzen und Reichthümern dieses Landes dazu wäre gereizt worden?

2) Joniens unsterblicher Barde, Homer, kannte und bewunderte beynahe 1000 Jahr v. C. G. den Unternehmungsgeist der Phönizier zur See und im Handel so sehr, daß er ihrer ausdrücklich in seinen Gedichten mit

Ruhme

(1) Diodorus, L. II. p. 130. Strabo, L. XV. p. (686.) 1007. Memoires de l'Acad. d. Sciences T. III. p. 843. seq.

Ruhme erwähnt, auch von den Reichthümern und Kostbarkeiten redet, welche sie, über 200 Jahr vor ihm, den Trojanern sollten zugeführt haben. (1) Da nun die Phönizier schon einige hundert Jahre zuvor den Indus beschifft hatten, sollte man nicht vermuthen dürfen, daß unter diesen Kostbarkeiten auch einige Ost-Indische Produkte wären begriffen gewesen.

3) Nechos, der Aegyptische König, nahm 620 Jahr v. C. G. Phönizische Seeleute in Dienst, die vom Arabischen Meerbusen aus, ganz Afrika umschifften, und nach Verlauf von drey Jahren durch die Säulen des Hercules, also durch die Meerenge von Gibraltar, glücklich nach Aegypten zurückkamen. (2) Ein Unternehmen, welches in jenem Zeitalter gewiß mehr als herkulisch war. Wer könnte, wer dürfte wohl glauben, daß eine Nation, die von einem solchen Unternehmungsgeiste beseelt war, die durch den Reiz des Handlungsgewinns zu solchen Abentheuern immer mehr ausgebildet und angetrieben wurde, die so viel hundert Jahre zuvor schon eine ansehnliche Flotte auf dem Indus ausgerüstet hatte, daß, sage

(1) Odyss. L. XV. v. 414. 415. Iliad. L. VI. v. 289. 290. L. XXIII. v. 743. Odyss. L. XV. v. 115. L. IV. v. 120.

(2) Herodotus, L. IV. S 42. p. 298. Goguet, T. III. p. 233. 237 249 517. Herod. trad. p. Larcher, T. III. p. 405. n 76. 77. Heeren über die Politik und den Handel der Alten, Th. 2. S. 588. rc.

sage ich, eine solche Nation nicht in dem Zwischenraume von wenigstens 600 Jahren eine mit der Umschiffung von Afrika gar nicht in Vergleichung zu stellende Schiffahrt, nämlich die vom Arabischen Meerbusen aus nach Indien, fleißig sollte getrieben haben. Doch,

4) die Jüdischen Propheten, Jesaias und Ezechiel, setzen dies völlig außer Zweifel. Denn nach den Angaben des ersteren, etwa 700 Jahr, des letzteren 600 Jahr v. C. G., ist es unwidersprechlich gewiß, daß zwischen den Phönizieren und den Indiern ein unmittelbarer Tauschhandel Statt gefunden habe. Sie nennen sogar die Häfen am Indischen Meere, und im Persischen Meerbusen, wo sie die Indischen Waaren einführten, nämlich Haran, Canna, Aden und Daden. Und sie reden davon, nicht etwa als von einer erst neuerlich getroffenen Einrichtung, sondern als von einem sehr blühenden, weit verbreitetem und schon fest gegründetem Handel. (1) Es konnten also die Perser sehr leicht einige, wenn gleich noch dunkle und fabelhafte, Nachrichten von Indien hiedurch erhalten. Aber sogar auch die Griechen. Denn, vom Persischen und Arabischen Meerbusen ab wurden diese Ostindischen Waaren durch Karavanen weiter gebracht, und so auch denen Natio-

nen

(1) Jesaias, C. 21, v. 13. Ezechiel, C. 27, v. 15. seq. Goguet, T. III. p. 255-257. Heeren, T. II. p. 230. 237. seq. desgl. p. 612-619. desgl. p. 720.

nen zugeführt, welche am Mittländischen Meere wohnten. (1)

5) Hanno, ein Karthagischer Befehlshaber, führte 570 J. v. C. G. eine Flotte von 60 Seegeln mit 30000 Menschen um halb Afrika. (2) Und solche Seefahrer hätten den damals schon längst bekannten Handelszweig nach Indien nicht fortsetzen sollen?

6) Scylax von Caryanda lebte ungefähr 500 Jahr v. C. G., und etwa 100 Jahr vor dem Ctesias. Auf Befehl des Persischen Königs Darius Hystaspes mußte er eine Flotte auf dem Indus ausrüsten, und den ganzen Fluß bis in die See hinunterfahren, von da aus aber in den Persischen Meerbusen zurückkehren. (3) Die Hauptabsicht hiebey war, das Persische Reich bis unmittelbar an den Indus zu erweitern und zu befestigen. Die Perser selbst aber waren weder Seefahrer, noch schätzten sie irgend die Schiffkunde. Ist es daher nicht

(1) Heeren, T. II. p. 614. seq. p. 698. seq.

(2) Hannonis Periplus in Hudsonii Geogr. min. T. I. p. 1. Mannert l. c. T. I. p. 46. Heeren, T. I. p. 114. 483. The Voyage of Hanno, translated and accompanied with de greek text, by Thomas Falconer. London. 1797. 8vo. Göttingische gel. Anzeigen J. 1798. 4. St. S. 30.

(3) Herodotus, L. IV. S. 44. p. 300. Moreri Dictionaire voce Scylax. Mannert Geographie der Griechen und Römer, Th. 1. S. 64. f.

nicht wahrscheinlich, daß er, nach dem Vorbilde der Semiramis und des Nechos, ebenfalls Phönizische Seefahrer zur Ausrüstung dieser Flotte gebraucht habe? Diese kannten jene Küsten auf das genaueste, und handelten von dort aus unmittelbar mit den Persern. Und gesetzt, sogar der Periplus des Scylax in Hudsons Geogr. Min. der ohnehin durchaus verfälscht ist, (1) und von Dodwell sehr unrichtig einem weit jüngern Scylax zugeschrieben wird, (2) sey überall kein Produkt des ältern Scylax; so bleibt dennoch so viel gewiß, daß dieser ältere Scylax selbst, mehrere Nachrichten von Indien eingezogen, und eine Beschreibung von diesem Lande zusammengetragen habe, weil Aristoteles sich ausdrücklich darauf beruft. (3) Sie ist aber, leider, verloren.

7) Herodot, der Vater der Geschichte, ein Grieche, hat ungefehr 450 Jahr v. C. G. solche Nachrichten von den Indiern mitgetheilt, woraus deutlich erhellet, daß er

von

(1) Recherches sur la Geograph. des Anciens p. Gosselin. Paris. 1798. T. I. p. 102-106. Richard Bentley, sagt in Apologia de epist. Phalaridis. p. 327. Scylax one of the most corrupted Books in the World.

(2) Fabricii Biblioth. Graeca ex Edit. Harl. Hamb. 1795. Vol. IV. Lib. IV. c. 2. S. VI. p. 606. seq. W. Vincents Voyage of Nearchus. London. 1797. p. 276. not. 271.

(3) Aristot. Politic. L. VII. c. 14.

von denen, die jenseit des Indus wohnten, allerdings schon einige Kenntniß gehabt habe. Er versichert nemlich, daß verschiedene davon den Persern unterworfen, die entferneren aber, und vorzüglich die Südlichern, unabhängig wären. Er wußte, daß die Farbe der Einwohner in das Schwarze falle; daß die Thiere des Landes größer wären, als anderswo; er kannte die Erzeugung der Baumwolle und ihren Gebrauch. (1) Und die Perser und Griechen hätten nicht einige nähere Nachrichten vom Innern dieses Landes sollen einziehen können?

8) Ctesias, ein Grieche, ein Geschichtschreiber, ein Naturkündiger, ein Arzt, lebte, ungefähr 400 Jahr v. C. G., am Hofe des jüngern Cyrus. Er schrieb eine Naturgeschichte von Indien. Bey den zuvor bemerkten Verhältnissen, sollte dieser nicht einige Kenntnisse von den Gebirgen und Naturprodukten Indiens jenseit des Indus haben erhalten können? Einige mußte er durchaus haben, denn ihm war sogar schon das Insekt (Coccus Ilicis) bekannt, welches das Gummilack hervorbringt, er rühmt die Schönheit der daraus gezogenen Farben, und wußte, daß die in Indien gefärbten Zeuge (Zitse) den

(1) Herodotus, L. III. S. 98-106. p. 247. Mannert, T. I. p. 15.

den Persischen vorzuziehen wären. (1) Er kannte auch den Affen und den Papagay, und wußte, daß im Innern von Indien die Menschen von schwarzer Farbe wären. (2) u. w. d. m.

9) Pytheas ein Massilier, umschiffte ungefähr 350 Jahr v. C. G., vom Mittländischen Meere aus, ganz Europa bis nach Norwegen. (3)

Es könnte vielleicht mancher auf den Einfall gerathen, daß die aus einem so frühen Zeitalter hier aufgeführten Unternehmungen der Phönizier um deswillen sehr zu bezweifeln wären, weil die vom Nearch lange Zeit nachher unternommene Seefahrt mit so vielen Schwierigkeiten verknüpft war, und immer noch eine große Unbekanntschaft mit dem Meere, mit den Küstenländern, überhaupt mit dem Seewesen und der Schiffahrtskunde offenbar beweiset. Allein mich dünkt, daß ein solches Urtheil kaum noch eine ernsthafte Widerlegung verdiene. Wie äußerst unbedachtsam und durchaus falsch würde ein Geschichtforscher nicht urtheilen, der zwey tausend Jahre nach uns aufträte, und nach dem Tagebuche einer Seereise, welche die Russen noch im

(1) Ctesias in Ind. c Herod ex ed Wesselingii, p. 830. et ibid. in Fragment p. 862. (apud Aelianum de nat. anim. Lib. IV. c. 46.)

(2) Ibid. p. 826. Sect. 3. p. 828.

(3) Mannert, T. I. p. 72. 78.

im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts unternommen haben, entscheiden wollte, daß die großen Unternehmungen und Entdeckungen zur See, welche Portugiesen, Spanier und Britten schon Jahrhunderte vor uns ausführten, falsch und erdichtet wären. Die Griechen verhielten sich damals in Absicht des Seewesens zu den Phöniziern, wie die Russen zu den Britten. (1) Ueberdem ist auch das, was Hanno wirklich ausgeführt hat, eine Thatsache, die ein unpartheyischer Schriftsteller nicht wohl bezweifeln darf.

§. 5.

Vorhin hatte ich vorzüglich nur solche Thatsachen und Verbindungen nachgewiesen, wodurch die Perser und Griechen in einem sehr frühen Weltalter, blos durch den Handel zur See, allerdings schon Nachrichten, sogar Naturprodukte aus Ostindien erhalten konnten.

Eben so gewiß ist es aber auch, daß die Griechen sowohl als die Perser, noch durch andere Verbindungen mit ihren Nachbarn, sogar durch einen lebhaften Karavanenhandel, und blos über dem festen Lande her, von den entferntesten und reichsten Ländern Asiens, Nachrichten, und Kenntnisse, und indische Waaren schon in einem sehr frühen Zeitalter erhalten haben.

1) Aristeas Proconnesius, ein Griechischer Dichter und Geschichtschreiber, lebte wenigstens 540 Jahr v. C. G.

(1) Heeren, T. II. p. 741.

C. G. (1) Einige behaupteten sogar, daß er 800 Jahr v. C. G. gelebt habe. (2) Er kannte viele sehr entfernte östlich-asiatische Völker; die Arimaspen, die Issedoner, die Hyperboreer.

Die nur mißverstandene Beschreibung und Nachricht von den Goldwäschen und Wache haltenden Greiffen, welche nach ihm Herodotus, und soviel andere mehr ebenfalls vortragen, war ihm schon völlig bekannt. (3)

2) Spätestens in eben diesem Zeitalter mußte der Gebrauch Statt finden, den Herodotus von den Hyperboreern als eine Sage der Delier anführt. Es schikten nämlich diese Hyperboreer jährlich eine religiöse Gesandtschaft nach Delos, um dem Apoll Geschenke zu überbringen. Diese waren in Korngarben verwahrt; sie wurden von einigen Hyperboreern bis nach Delos begleitet, und diese Gesandtschaft von den dazwischen liegenden Völkern freundschaftlich aufgenommen. (4)

Die Wahrheit dieser Angabe darf um so weniger bezweifelt werden, da sie andere bewährte Schriftsteller der Grie-

(1) Fabricii Bibl. Graeca ed. Harlef. Hamb. 1790. Vol. I. Lib. I. cap. 2. pag. 10.

(2) Mannert. Tom. IV. p. 114. Herodotus. L. IV. S. 15. ed. Weffel. p. 287.

(3) Paufanias. Lib. I. cap. 24. pag. 58. Ed. Kuhnii.

(4) Herodotus lib. IV. cap. 32. feqq.

Griechen, nemlich ein Callimachus und Pausanias, wenn gleich mit einiger an sich unbedeutenden Abweichung, im Ganzen und der Hauptsache nach ausdrücklich bestätigen. (1)

Diese Hyperboreer, (die man nicht mit jenen verwechseln muß, welche im Westen wohnten,) (2) da sie die Erstlinge von ihren Früchten übersandten, und bey ihnen der Esel häufig aufgezogen wurde, den sie auch dem Apoll opferten, mußten nothwendig den Ackerbau treiben und unter einem milden Himmelsstriche wohnen.

Aus mehreren Umständen aber, besonders aus ihrer Verehrung des Apolls, dieses Nationalgottes des Jonischen Stammes, ihrer Vorliebe für die Griechen, ihrer Anhänglichkeit an Delos, aus dem Umstande, daß sie den Apoll sogar in ihrem Lande in einem Tempel verehrten, endlich aus ihrer fortdauernden Verbindung mit Synope, dürfte man beynahe vermuthen, daß diese Hyperboreer bey Gelegenheit des Asiatischen Landhandels, eine von Jonischen Griechen schon im ersten Zeitalter tief in Ost-Asien eingeführte Kolonie gewesen sey.

3) Daß

(1) Callimachi Hymnus auf die Insel Delos v. 281. f. Pausanias, lib. I. p. 59. lib. V. p. 7. (ed. Sylb. 1613.) Mannert, Tom. IV. pag 51. seqq.

(2) Gesneri Diss. de Phoenicum nauigationibus extra Columnas Herculis ad calcem edit. Orphei.

Diodorus Sic. Lib. II. p. 130. ed. Rhodomanni.

3) Daß der Karavanenhandel nach China schon an die 500 Jahre v. C. G. völlig im Gange war, läßt sich, nach einigen Nachrichten welche uns Herodotus, besonders aber Ctesias mittheilt, nicht wohl bezweifeln. Zumahl ein Deguignes und Heeren über diesen ältesten Handel nach China, ein so großes Licht verbreitet haben. (1)

4) Es ist beynahe gewiß, wenigstens höchst wahrscheinlich, daß schon einige hundert Jahre v. C. G. ein wichtiger Karavanenhandel mitten durchs Persische Reich, durch Medien und Armenien geführt sey, der ganz ausdrücklich Indische Waaren zum Gegenstande hatte. Aus der umständlichen Nachricht welche sich hievon beym Strabo findet, folgt dieses wohl deutlich genug. (2) Es konnten also die Griechen diese Indischen Waaren entweder geradezu von den benachbarten Persern erhalten, oder auch über dem schwarzen Meere her von den Aorsen. Letztere führten vorzüglich diesen Handel mit Indischen Waaren, und hatten ihren Hauptsitz am Don. (3)

5) Man

(1) Ctesias, in Aeliani Hist. Anim. L. IV. C. 26. et 27. Deguignes, Memoir. de l'Acad. des Inscript. T. 46. Heeren. T. 2. p. 695. seq. Mannert. T. IV. p. 111. seq. Herodotus. L. IV. S. 23. 24. 25. Edit. Wessel. p. 291.

(2) Strabo. L. XI. p. (506.) 773. Mannert. T. IV p. 111. seq.

(3) Strabo l. c.

5) Man verbinde mit obigem eine Nachricht, welche Florus mittheilt. Es haben nämlich die Serer und die mit ihnen unter demselben Himmelsstriche wohnenden Indier sogar schon eine höchst glänzende und prachtvolle Gesandtschaft an den Kayser August gesandt. Diese Gesandtschaft überbrachte sehr kostbare Geschenke an Edelsteisteinen, Perlen und andern Seltenheiten; sie führte auch viele Elephanten mit sich; allein, der ganz außerordentlichen Entfernung ihrer Länder wegen, hatte diese Gesandtschaft — ganzer vier Jahre auf der Reise zubringen müssen, ehe sie in Rom ankam. (1) Es läßt sich nicht wohl denken, daß eine so prachtvolle und zugleich so beschwerliche Gesandtschaft aus so sehr entfernten Ländern würde abgeschickt seyn, wenn nicht schon durch einen langen Zeitraum vorher einige Art der Verbindung und Bekanntschaft mit diesen so entfernten Ländern Statt gefunden hätte, und diese Verbindung konnte nicht wohl etwas anderes, als eine Handelsverbindung mittelst der hier durchziehenden Karavanen seyn.

6) Wenn man endlich noch darauf Rücksicht nimmt, wie in jenem Zeitalter so viel andere Handelsstraßen mehr schon im Innern von Asien im Gange waren, welches ein Heeren in seinen Ideen über die Politik und den Handel der Alten, mit eben so vielem Scharfsinne, als Belesenheit ausgeführt hat, diese Handelsstraßen aber gewiß durch unzäh-

(1) Florus, Lib. IV. Cap. XII.

unzählige Nebenzweige theils unter sich einige Gemeinschaft hatten, theils auch über benachbarte Nationen sich ergiessen mußten, so wird man meine Behauptung schwerlich noch bezweifeln können.

§. 6.

Es konnten aber auch die Griechen im Zeitalter Alexanders des Großen, durch eine unmittelbare Verbindung und Bekanntschaft mit den Indiern, allerdings schon einige Kenntnisse, sogar Naturprodukte aus dem Innern von Indien erhalten:

1) Alexander ließ 326 Jahr v. C. G., unter Anführung des Nearch, zu Nicäa am Hydaspes eine große Flotte ausrüsten, welche den ganzen Indus bis in die See hinunter schiffte, und von da aus in den Persischen Meerbusen zurückkehrte. (1) Aus mehreren Gründen läßt sich behaupten, daß der größte Theil der Schiffe, deren sich Nearch zur Transportirung seines Proviants für eine Flotte von beynahe 2000 Segeln bediente, den Indiern zugehört habe, welche im Panjab jenseit des Indus wohnten, die also damals schon mit der Schiffahrt, mit den zunächst liegenden Küstenländern, und mit dem damit verbundenen Handel nothwendig mußten bekannt seyn. Durch diese konnten nun die Griechen

(1) Nearchi Paraplus ex Arriano, T. I. in Hudf. Geogr. Min.

sehr leicht Kenntnisse von dem angrenzenden Indien erhalten. (1)

2) Am Ufer des Ganges hatte der König der Prasier ein starkes Heer von Reitern, Streitwagen und Elephanten versammlet, um dem Griechischen Eroberer, wenn er noch weiter in Indien vorrücken würde, eine angemessene Macht entgegen zu stellen. (2) Die Griechen in Alexanders Heere hatten dieses erfahren, und diese Nachrichten konnten sie nur durch Kundschafter oder durch übergegangene Einwohner aus dem jenseit des Indus liegenden Indien erhalten haben. Diese Gelegenheit wird indessen Alexander gewiß benutzt haben, um auch von den Produkten dieses Landes einige Kenntnisse einzuziehen, denn er war nichts weniger als gleichgültig gegen Länderkunde und Naturgeschichte. Und in mehr als einer Rücksicht konnte keine Weltgegend seine Wißbegierde mehr reitzen, als eben diese.

3) Das Reich, welches Alexander dem Porus übergab, soll 2000 Städte enthalten haben, (3) und einige von diesen Städten hatten 10000 Einwohner.

(1) Arrianus de Exped. Alexandri, L. VI. c. 18. p. 257. ed. Gronov. Rennells Memoirs of Indostan ed tert. p. 132. W. Vincents Voyage of Nearchus. London. 1797. p. 12. seq.

(2) Diodorus, L. XVII. p. 232.

(3) Arrianus de Exp. Alex. L. VI. c. 2. p. 236.

ner. (1) So übertrieben auch diese Nachrichten größtentheils seyn mögen, besonders was Strabo, Plinius und Plutarch davon sagen, so beweisen sie doch unwidersprechlich, daß diese Indischen Nationen schon damals bis zu einem solchen Grade der Kultur und des Gewerbes gestiegen waren, der sich ohne Handelsverbindung mit den Nachbaren gar nicht denken läßt. Dies hat auch Hr. Vincent in seinem vortreflichen Werke über Nearchs Seereise gewiß sehr gut ausgeführt, und mit vielen Gründen bewiesen. (2)

Unter solchen Umständen konnten nun die Griechen in Alexanders Heere vom so unmittelbar angrenzenden Indien sehr leicht ausführliche Nachrichten, und sogar mehrere Natur- und Kunstprodukte erhalten.

4) Die bis dahin noch dunkle Frage, ob Taprobane (Ceylan) eine Insel sey, oder zum festen Lande gehöre, wurde während den Eroberungen des Alexanders dahin entschieden, daß es eine Insel sey. (3) Es mußten also die Griechen von Indiens westlicher Küste bis nach Ceylan hinunter nothwendig einige Nachrichten eingezogen haben.

5) Ne-

(1) Ibid. L. V. c. 20. p. 221.

(2) W. Vincents voyage of Nearchus, p. 10. seq.

(3) Plinii H. N. L. VI. S. 24.

5) Nearch, der Befehlshaber der auf dem Indus hinausgeführten Flotte, erwähnt ganz bestimmt der Perlenfischerey, welche an der westlichen Küste von Indien, in der Meerenge von Ceylan getrieben wurde. Er führt aber dieses nicht als eine neue, merkwürdige Entdeckung an, sondern, wenn er Nachricht von der Perlenfischerey im Persischen Meerbusen giebt, so verweist er nur kurz auf die an der Indischen Küste, als auf eine schon bekannte Sache. (1) Aber noch mehr: Nearch kannte nicht nur die Baumwolle und deren Bearbeitung, die feinen daraus verfertigten Zitse, den Tiger und den Papagay, (2) sondern sogar schon das Zuckerrohr und den Zuckersyrop, den man in Indien aus diesem Rohre zubereitete. (3)

Ueberdem beweisen es die vielen und so genauen Nachrichten von der Lebensart, auch den Sitten und Gebräuchen der Indier, die uns Strabo vorzüglich im 15ten Buche mittheilt, wie äußerst aufmerksam und wißbegierig

(1) Arriani Indica, p. 354. Sect. 38. Nearchi Paraplus in Hudsonii Geogr. Min. T. I. p. 32.

(2) Arriani Indica. Lugd. Bat. 1704. ex edit. Gronouii. p. 329. Sect. 15. et 16. Strabo, p. (709) 1036. S. C.

(3) Strabo, L. XV. India (694) p. 1016. Tradit idem (Nearchus) arundinem mel sine apibus gignere: et cum non sit arbor fructifera, ex fructu tamen ebrium facere.

gierig Nearch gewesen seyn müsse, um auch vom innern Indien Kenntnisse zu erlangen.

6) Onesicritus, der zweyte Befehlshaber auf Alexanders Flotte, mußte, auf ausdrücklichen Befehl desselben, zu einigen Sophisten oder Brachmanen reisen, und sich mit ihnen unterreden, um von ihrer Lebensart und ihren Lehren Nachricht einzuziehen. Er kannte den merkwürdigen Baum in Indien, dessen Zweige in die Erde wachsen, und der seinen Umfang hiedurch immer mehr verbreitet, (nämlich den Banianbaum, oder Ficus Indica). Er hatte vom Lande des Königs Musicanus welches jenseit des Indus lag, ungefehr zwischen dem Panjab, Patalene und der Cutchbay, eine weitläuftige und genaue Beschreibung zusammengetragen. Ja, er wußte sogar, daß die Elephanten auf der Insel Taprobane (Ceylan) ungleich größer und kriegerischer wären, als die auf dem festen Lande; auch daß die Schiffahrt vom Prom. Coliaco (Cap Comorin) nach Ceylan länger daure, und beschwerlicher sey, als es, nach der Entfernung, billig seyn sollte, dieses aber daher rühre, weil die Schiffe dort schlecht gebauet würden, und nicht gehörig mit Ballast versehen werden könnten, außerdem auch der Wind in dieser Meerenge nur selten zur Ueberfahrt günstig sey. (1)

7) Nach-

(1) Strabo, L. XV p. 1041. (715.) p. 1016. (694) Plinius H. N. L. VI. S. 24. Strabo, p. 1012. (691).

7) Nachdem Alexander den Porus überwunden hatte, rückte er noch weiter in Indien vor. Einer von den Königen erschien vor ihm im größten Schmucke. "Vestis erat, auro purpuraque distincta, quae etiam crura velabat: aureis soleis inseruerat gemmas: lacerti quoque et brachia margaritis ornata erant. Pendebant ex auribus insignes candore et magnitudine lapilli. Baculum aureum Berylli distinguebant." (1)

Vermuthlich werden Alexander und seine Begleiter doch wohl nachgefragt haben, woher diese Schätze gekommen sind.

8) Alexander muß auch wirklich genaue und umständliche Nachrichten davon erhalten haben, denn um seine Armee zu weitern Eroberungen in Indien jenseit des Indus anzufeuern, versichert er seinen Soldaten: maiora sunt periculis praemia; diues eadem et imbellis est regio; itaque non tam ad gloriam vos duco, quam ad praedam; digni estis, qui opes, quas illud mare litoribus inuehit, referatis in patriam." (2)

Ein gleichzeitiger Schriftsteller ist Curtius zwar nicht: allein, von dem was Alexander und seine Begleiter von Indien wissen konnten, und wirklich gewußt haben, hatte er zuverlässig weit bessere und weit glaubwürdigere Nachrichten, als wir: und gesetzt, daß er durch eine blühende

und

(1) Curtius, L IX. c. 1.

(2) Curtius, L. IX. c. 2.

und gesuchte Schreibart die getreue Vorstellung der Sache hin und wieder etwas verfehlt und ausgeschmückt habe, auch daß seine geographischen Kenntnisse nicht immer die zuverläßigsten wären, so wird man ihm dennoch die Glaubwürdigkeit da nicht absprechen können, wo andere bewährte Schriftsteller seine Angaben bestätigen.

Ueberhaupt aber läßt sich um so gewisser behaupten, daß nicht nur Alexander selbst, sondern auch die denkenden Männer, welche ihn begleiteten, von Indien und dessen Produkten so genaue Nachrichten eingezogen haben, als es, den Umständen nach, nur irgend möglich war, weil Patrocles ganz bestimmt versichert: ihm sey vom Schatzmeister Xenocles eine Beschreibung derjenigen Länder mitgetheilt, durch welche die Griechen gezogen wären, und nicht nur Alexander habe alles selbst zu erforschen gesucht, sondern überdem noch von den erfahrendsten Männern möglichst genaue Beschreibungen von allen Ländern zusammentragen lassen. (1)

Aus solchen und ähnlichen Gründen mehr, urtheilt nun Herr W. Vincent gewiß sehr richtig, wenn er sagt: "By the same means that Alexander obtained a fleet he acquired information in regard to the commerce of the country, and the different coasts with which the natives traded. Taxiles and Porus were both in his interest; many of their subjects doubtles embarked with him,

(1) Strabo, L. II. p. (69.) 120.

him, either for the purpose of conducting the fleet, or with à view to their own advantage; many possibly who had frequently made the same voyage, and knew the commerce of the coast, from whom the inquisitive spirit of Alexander could not fail to extract the information necessary for the accomplishment of designs he had contemplated so long and with such anxious sollicitude. The evidence of this does not rest upon deduction or conjecture, the report of Nearchus the Admiral, and Onesicritus the pilot of the fleet, is stil extant in writings of Strabo, Arian, Diodorus, and Pliny. — From Nearchus Strabo proves, that all the native commodities which to this day form the staple of the East Indian commerce were fully known to the Macedonians. p. 12.

Die vielen und gewiß entscheidenden Beweise zu diesen Behauptungen hat Hr. W. Vincent dort mit einer außerordentlichen Sorgfalt zusammengestellt, und sie verdienen auf alle Weise bey ihm selbst nachgelesen zu werden.

Der Luxus, der Hang zum Wohlleben, und die Industrie alle Produkte des Landes zu beyden Absichten möglichst zu benutzen, war in Indien schon zu den Zeiten der Macedonier bis zu einem solchen Grade der Höhe gestiegen, daß man jetzt darüber erstaunen muß. Denn außerdem, daß sie die Kleider und den ganzen Leib mit Edelsteinen, Perlen und Gold möglichst ausschmückten, verfertigten

fertigten die Indier damals schon den schön geblümten Zits, (σινδόνας, εὐανθεῖς) (1) ein weinartiges Getränke aus Reiß (Arrak), (2) und ein berauschendes Getränke aus dem Zuckerrohre (Rum) (3) welches weinartige Getränke lange nachher noch im Gebrauche war, (4) u. d. m.

Viele von den Kostbarkeiten und Schätzen, welche aus dieser Halbinsel auch andern Nationen durch den Seehandel zugeführt wurden, kannten die Griechen also damals gewiß.

§. 7.

(1) Ctesias in Indicis cf. Herod. ex ed. Wesseling. p. 830. S. 21. Strabo, p. 1036. (709.) S. A.

(2) Strabo, p. 1035. (709.) S. C.

(3) Strabo, p. 1016. (694.) S. 13.

(4) Lucanus. Lib. III. Pharf. v. 237. sagt von den Indiern:
Quique bibunt tenera dulces ab arundine succos,
Et qui tingentes croceo medicamine crinem
Fluxa coloratis astringunt carbasa gemmis.

Isidorus: Hispal. Originum. Libr. XVII. Cap. VII. In Indicis stagnis nasci arundines calamique dicuntur, ex quorum radicibus expressum suavissimum succum bibunt.

Varronis Atacini Fragmenta Carminum. cf. Poetae Latini minores ex ed. Wernsdorfii. Helmst. 1792. T. V. p. 1407. Indica non magna minus arbore crescit arundo,
Illius a lentis premitur radicibus humor,
Dulcia cui nequeant succo contendere mella.

Aechmes in Oneirocrit: nennt dieses Getränk ausdrücklich οἶνον ἐκ σακχάρεως, vinum ex saccharo.

§. 7.

Die vom Ctesias selbst ausgearbeitete Beschreibung von Indien besitzen wir nicht, sondern nur seinen Epitomator. Es ist nur ein aus den Indicis verfertigter Auszug, eine vom Photius mehr oder weniger vollständig gelieferte Angabe von den Gegenständen, welche Ctesias beschrieben hatte. Mit voller Gewißheit läßt sich daher nicht bestimmen, in wie weit man in den Indicis diese oder jene Bemerkung mit der folgenden unmittelbar in Verbindung bringen könne. So bald man sich dieses jedoch erlauben will und darf, um daraus eine genauere Bestimmung der Angaben herzuleiten, so ist auch so viel gewiß, daß die von den Onyxgebirgen mitgetheilten Nachrichten, auf jene Gebirge, welche bey den Alten unter den Benennungen von Imaus, Taurus, Paropamissus bekannt waren, überhaupt auf alle diejenigen, welche zwischen der großen und kleinen Bucharey, auch klein Thibet und Kaschemire hindurchziehen, ganz und gar nicht passen; (1) denn,

a) Cte-

(1) Um das Verhalten aller dieser Gebirge im Ganzen zu übersehen, ist vorzüglich folgende Charte zu empfehlen: Map of the World on a Globular Projection; by Arrowsmith. London. 1794. und wegen der Namen, welche man den verschiedenen Theilen dieser Gebirge in den ältern Zeiten beylegte: Neue Charte des Persischen Reichs, von G. Wahl; in dessen Vorder- und Mittelasien. Leipzig 1795. Th. 1.

a) Ctesias verbindet damit unmittelbar die Nachricht: de acerrimo calore, multique aestu ibi suffocentur. Jene Gebirge sind aber gerade wegen ihres ewigen Schnees und großen Kälte bekannt. Eine Naturerscheinung, die dem Griechen, der in so heißen Gegenden wohnte, höchst auffallend seyn mußte; die er mithin um so mehr würde angeführt haben, wenn er jene Gebirge hätte bezeichnen wollen. Er sagt aber gerade das Gegentheil: "montes, e quibus Sardo gemma effoditur, sunt feruentissimi, aestuosissimi. (καυμαδεςάτων.)"

b) Eine zweyte und zwar ebenfalls damit unmittelbar verbundene Bemerkung ist die: "mare ibi non minus spatiosum, Graeco, ect." Mit den Gebirgen zwischen der großen und kleinen Bucharey läßt sich dieses auf keine Weise vereinigen.

c) Auch erwähnt Ctesias der zwischen der Bucharey, Klein Thibet und Kaschemire durchlaufenden Gebirge bald nachher ganz besonders, und unterscheidet sie von den Onyxgebirgen, denn er sagt: "quod Indus flumen montes etiam permeet."

d) Wenn Ctesias von einem tractu inhabitabili regionis redet, so folgt daraus nicht, daß er nur allein die Wüste Cobi hiedurch andeuten könne. Solcher Wüsteneyen und unbewohnbaren Sandstrecken gibt es mehrere, auch jenseit des Indus.

e) Wenn

e) Wenn endlich noch die Rede ist: "de loco sacro, qui est in tractu inhabitabili regionis, quem sub nomine solis et lunae venerantur: ad quem a monte Sardonis quindecim est dierum iter," so beweist auch dieses nicht, daß die Onyrgebirge nothwendig diesseits des Indus zu suchen wären. Vielmehr findet sich hin und wieder einige Anleitung, nach welcher man wohl vermuthen darf, daß sich der Sonnendienst schon in den ältesten Zeiten auch jenseit des Indus ausgebreitet habe. Bardesanes, der unter der Regierung der Antonine lebte, versichert, daß in Indostan in einem hohen Berge in der Mitte des Landes eine Höhle sey, worin sich eine kolossalische Bildsäule finde. Die eine Hälfte derselben stelle eine weibliche, die andere Hälfte eine männliche Gestalt vor; auf ihrer Brust und den Armen aber wären Sonne und Mond abgebildet. (1) Will man diese Nachricht nicht ganz für Fabel erklären, so darf man wohl behaupten, daß sie sich füglich auf den Sonnendienst deuten lasse. Da nun die Phönizier schon in den ältesten Zeiten und viele Jahrhunderte hindurch mit den Indiern dieser westlichen Halbinsel einen lebhaften Handelsverkehr getrieben haben, so ließe sich leicht erklären, wie der Sonnendienst schon im Zeitalter des Ctesias in diesem Theile Indiens Eingang finden können.

§. 8.

(1) Porphyr's Leben von Lucas Holstenius; fragmentum de Styge, p. 149. seq. ed. Rom. Meiners alte Denkmäler, S. 60. 61.

§. 8.

In jenen Jahrhunderten, die völlig bis zum Ctesias hinaufreichen, war nicht nur bey den Indiern überhaupt genommen, sondern vorzüglich bey denen, welche diese westliche Halbinsel bewohnten, der Geschmack an Edelsteinen, kostbaren Naturprodukten und bildenden Künsten allgemein verbreitet:

a) Herodot versichert, es sey bey den Indiern ein beynahe allgemeiner Gebrauch, Siegelringe zu tragen. (1)

b) Aus der Abhandlung, welche Raspe über die Pasten von Tassie geliefert hat, erhellet wohl ziemlich gewiß, daß, wenn gleich die Indier nicht die Erfinder der Steinschneidekunst gewesen, diese Kunst dennoch bey ihnen schon in den ältesten Zeiten mit vieler Kenntniß getrieben sey. (2)

c) Megasthenes lebte ungefehr 300 Jahr v. C. G. und 100 Jahr nach dem Ctesias. Er war Gesandter des Seleucus zu Palybothra, der Hauptstadt der Prasier. Er sagt, die Indier hätten ihm versichert, daß der Indische Hercules die Perlenfischerey im Indischen Meere getrieben habe; (3) eine Sage, die wenigstens so

(1) Herodotus, L. I. S. 195. p. 93.

(2) Catalogue of Gems cast by Tassie, and descr. by Raspe, London 1791. T. I. Introd. p. XX. seq.

(3) Arrianus in Indicis, p. 322. S. 8.

so viel beweist, daß die Perlenfischerey in Indien bereits im grauesten Alterthume bekannt war.

d) Nearch erwähnt, wie ich vorhin anführte, der Indischen Perlenfischerey als einer schon überall bekannten Sache.

e) Plinius versichert, die Onyxe und Sardonyxe wären so allgemein bey den Indiern im Gebrauche, daß sie sogar das gemeine Volk durchbohrt am Halse trage, und daß man Degengefäße daraus verfertige. (1)

f) Die so bewundernswürdigen Denkmäler der Insel Elephantis, die von Salsette, die bey Djegesery, Monpeser und Kenery, überhaupt an der ganzen Küste von Indostan, beweisen unwidersprechlich, daß die Indier auf dieser Halbinsel schon im frühesten Zeitalter einen solchen Grad der Kultur erreicht haben, als nur jemals Perser und Aegypter erreicht hatten. (2) In gleich hohem Grade bewundernswürdig sind die Ruinen zu Bijanugger oder Aulputtan. (3) Die Größe und Pracht der

(1) Plinii H. N. L. 37. S. 23.

(2) Niebuhrs Reisen, Th. 2. S. 32. f. Hector Macneils vortrefliche Beschreibung der Pagoden von Cannara, Ambola, Elephanta ꝛc. in Archaeologia Soc. Antiq. Lond. London 1787. 4to. Vol. VIII. p. 251. seq. Meiners alte Denkmäler, S. 52. f.

(3) Rennel 3te Edit. letztes Memoire, p. 40.

der Höhlen auf der Insel Salsette ist so beträchtlich, daß der Künstler, der für den Gouverneur Boon Zeichnungen davon machen mußte, sogar behaupten wollte, daß wenigstens 40000 Menschen 40 Jahre lang an diesen Prachtgebäuden arbeiten müssen, um solche ausführen zu können. (1) Die Pagoden zu Illura, achtzehn Meilen von Aurungabad, sind ebenfalls aus dem Felsen gehauen, und noch bey weitem zahlreicher auch weitläuftiger, als die zu Elephanta und Salsette. Man soll daselbst über zwey Französische Meilen weit, rund um dem Gebirge, nichts als Pagoden sehen. (2) In einem Berge bey Mavalipuram, nicht weit von Sadras, sind Höhlen, die mit der größten Pracht ausgearbeitet sind. (3) Der Oberste Call, Oberingenieur zu Madras, behauptet, die Bildhauerarbeit an manchen Pagoden und Tscholtries, und die Größe dieser Werke übertreffe alles, was man in unsern Zeiten zu Stande bringe, nicht nur an Feinheit des Meißels, sondern auch an Kosten des Baues, wenn man bedenke, wie weit in manchen Gegenden die Materialien hergeholt werden müssen. (4)

Das

(1) Archaeolog. Ind. vol. VII. p. 336.

(2) Voyages de Thevenot, Part. III. c. 44.

(3) Asiatic Researches. Vol. I. p. 145. seq.

(4) Philosophical Transact. Vol. LXVII. p. 354.

Das Zeitalter dieser so erstaunenden Monumente läßt sich freylich nicht mehr bestimmen. Es verliehrt sich aber gewiß bis ins graueste Alterthum, und dieses hat, wie mich dünkt, der ungenannte Verfasser in Archaeologia Soc. Lond. mit eben so vieler Gelehrsamkeit als Scharfsinn erwiesen. (1) Ich will indessen annehmen, daß sie erst im letzten Jahrhundert v. C. G. errichtet wären. Dann aber wird man doch zugeben müssen, daß diese Denkmäler, die in Absicht des Geschmackes und Größe der Unternehmung, die Aegyptischen und Persepolitanischen weit übertreffen, schlechterdings weder in einem Jahrhunderte zugleich aufgeführt worden, noch die ersten Geburten einer rohen Nation seyn können. (2) Es mußte durchaus eine Kultur von mehreren Jahr-

(1) Archaeolog. Soc. Antiq. Lond. Vol. VIII. p. 286. seq. Dieser Aufsatz verdiente es wohl, daß andere Gelehrte den hier angegebenen Gedanken weiter zu verfolgen suchten, um wo möglich über die erste Cultur der Indier noch mehr Licht zu verbreiten, und die Vermuthung zu prüfen, daß die Indier sowohl als die Aegyptier, von Aethiopien und Meroe aus ihre erste Cultur erhalten haben. Daß Heerens vortrefliche Abhandlung über den Staat von Meroe, bey einer solchen Untersuchung von äußerster Wichtigkeit sey, versteht sich von selbst.

(2) So wird z. B. in Archaeolog. S. A. L. Vol. VIII. p. 259. gesagt: the first pillar, furnishes us with the representation of a tiger, a horse, and two men, executed in so masterly a manner, that we cannot help ascribing particular

Jahrhunderten vorangehen. Und so würden wir dem Zeitalter des Ctesias wohl ziemlich gleich kommen.

Bey diesen so ehrwürdigen Trümmern der Vorwelt, kann ich mir nicht versagen, dasjenige hier einzurücken, was Robertson in seiner Untersuchung von Indien so schön und so treffend darüber urtheilt:

P. 284. seq. "Diese erstaunlichen Werke sind von einem so hohen Alterthume, daß die Eingebornen, da sie weder aus der Geschichte, noch aus der Tradition einige Nachricht über die Zeit ihrer Errichtung beybringen können, ihre Entstehung allgemein der Macht höherer Wesen zuschreiben. Aus dem Umfange und der Größe dieser unterirdischen Gebäude, welche einsichtsvolle Reisende mit den berühmtesten Denkmälern menschlicher Macht und Kunst in irgend einem

ticular excellence to the rest. The tiger is couchant, and just ready to seize on his prey;. but the terror and attitude of the horse is equal to any thing of that kind I ever saw. ferner p. 260. The grand Cave of Cannara must ever be considered by the man of taste as an object of beauty and sublimity, and by the antiquary and philosopher as one of the most valuable monuments of antiquity: endlich p. 268. A little below two female figures, the one in a sitting, the other in a reclining posture, are executed in a style equally elegant and singular. The sculptor indeed seems to have excelled himself in the execution of these two figures, which in ease, attitude and symmetry would not perhaps disgrace the genius of Michael Angelo.

Theile der Erde vergleichen, sieht man offenbar, daß sie nicht auf jener Stufe des gesellschaftlichen Lebens gemacht seyn können, wo die Menschen noch in kleine Stämme getheilt leben, und nicht an die Anstrengungen eines ausdauernden Fleißes gewöhnt sind. Nur in Staaten von ansehnlicher Größe und bey einem schon längst an Gehorsam und gemeinschaftliche Arbeiten gewöhntem Volke, kann die Idee von so prächtigen Werken gefaßt, und die Macht sie auszuführen, gefunden werden."

"Daß zu der Zeit, als man diese Höhlen auf den Inseln Elephanta und Salsette machte, einige solche mächtige Staaten in Indien errichtet waren, ist nicht der einzige Schluß, der sich aus Betrachtung derselben ziehen läßt. Der Styl in den Bildhauerarbeiten, welche sie verzieren, zeigt, daß man in jener Periode schon große Fortschritte in der Kunst gemacht hatte. Bildhauerey ist unter den nachahmenden Künsten die, worin der Mensch zuerst seine Talente versucht zu haben scheint. Allein selbst in denen Ländern, wo sie den höchsten Grad der Vollkommenheit erreichte, sind ihre Fortschritte sehr langsam gewesen. Wer auf die Geschichte dieser Kunst in Griechenland Acht gehabt hat, dem ist es bekannt, wie weit der erste rohe Versuch, die menschliche Gestalt darzustellen, von einer vollkommnen Abbildung derselben entfernt war. Aber so tief man auch die verschiedenen in der Pagode von Elephanta noch unversehrt vorhandenen Gruppen von Figuren herabsetzen muß,

wenn

wenn man sie mit den schöneren Werken Griechischer oder auch nur Etrurischer Künstler vergleicht, so ist doch der Styl, worin sie gearbeitet sind, weit besser, als die harte, ausdruckslose Manier der Aegyptier, oder die Figuren an dem berühmten Pallaste von Persepolis. In diesem Lichte haben mehrere kompetente Beobachter sie gesehen; und nach verschiedenen Zeichnungen, vorzüglich nach denen von Niebuhr, einem Reisenden, der eben so genau beobachtet, als treu beschreibt, müssen wir von dem Zustande der Künste in Indien während dieses Zeitraums eine sehr günstige Meinung fassen."

Noch verdient hiebey dasjenige nachgelesen zu werden, was Winckelmann von dem Ursprunge und den Fortschritten der bildenden Künste sagt. (1)

g) Auf den Figuren, welche Hr. Niebuhr von der Pagode auf der Insel Elephanta liefert, sieht man durchgehends die künstlichsten Verzierungen von Ohrringen, Armbändern, Perlenschnüren, mit Edelsteinen besetztem Halsschmucke, Kopfputze und Gürtel. Eine von diesen Figuren hat sogar vor der Stirn einen großen Edelstein, und einen prächtigen Halsschmuck, der von Edelsteinen und Perlen zusammengesetzt ist, wie solches Hr. Niebuhr dort selbst bemerkt. (2)

h) Noch

(1) Winckelmanns Geschichte der Kunst, Th. 1. c. 1.

(2) Niebuhrs Reisen, Th. 2. Tab. V. S. 34.

h) Noch findet sich in eben dieser Pagode eine weibliche colossalische Figur mit vier Aermen. An den beyden linken Aermen ist ein jeder Finger mit einem Ringe geziert, an den beyden rechten Aermen aber, nur allein der kleine Finger. (1)

i) Eben diese Gewohnheit aber, den Kopf, den Leib, sogar die Kleider mit Gold und Edelsteinen auszuschmükken, überhaupt Prachtliebe und ein hoher Grad von Luxus war schon zu den Zeiten der Macedonier unter den Indiern allgemein verbreitet. (2)

Alles dieses zusammengenommen, sind nun gewiß redende und unwidersprechliche Zeugen, daß die Einwohner dieser Halbinsel schon im grauesten Alterthume die reichen Produkte ihres Landes sehr gut gekannt, geschätzt und genutzt haben, und daß es wohl immer die natürlichste Erklärung bleiben werde, wenn man die Quelle, aus welcher die Phönizier und andere Seefahrer den übrigen Asiatischen Völkern die Edelsteine und Perlen zuführten, nur in dieser westlichen Halbinsel aufsucht. Dieses wird auch um so weniger bezweifelt werden können, da es mit den Aussagen eines Dionysius Periegeta, Strabo, Curtius und Plinius so sehr übereinstimmt. (3)

§. 8.

(1) Archaeol. Soc. Ant. Lond. Vol. VIII. p. 274.

(2) Strabo, p. 1036. (709.) Curtius, L. VIII, c. 9. S. 21.

(3) Curtius, L. VIII. c. 9. S. 19. Plin. H. N. L. IX. S. 54. Strabo, p. 1045. (717) S. A. p. 1046. S. B. Dionysius Periegeta. V. 1118.

Alii

§. 8.

Ich bescheide mich jedoch gern, daß alles, was ich bis jetzt aus der großen und so thatenreichen Weltepoche von der Semiramis an bis zum Alexander, auch vom Kunstfleiße und der Prachtliebe der Indier angeführt habe, nur wenig Licht über den ältern Ost-Indischen Handel verbreite, und noch weniger etwas Bestimmtes von den Lagerstätten der großen Onyxe enthalte. Es sind freylich nur einzeln dastehende Denkmäler, deren Sinn mehr als einer Deutung und Einschränkung fähig ist. Indessen glaube ich, daß noch ein sicherer Führer vorhanden sey, der uns über alles, was hierin dunkel oder zweifelhaft scheinen könnte, den besten Aufschluß geben wird.

Dies ist der Verfasser vom Periplo maris Erythraei. Er lebte spätestens im Anfange des ersten Jahrhunderts n. C. G., und dieses hat, wie mich dünkt, Herr Mannert gegen Dodwell wohl hinlänglich erwiesen. (1)

Dieser

Alii vestigant apud effluuia torrentium, aut Berylli glaucam gemmam, aut Adamantem relucentem, aut viridi colore pellucentem Jaspim, aut etiam glauco splendentem colore lapidem nitidi Topazi, aut dulcem Amethystum leuiter purpurascentem. Omnigenas enim terra apud illos homines (Indos) diuitias producit. Perennibus fluuiis irrigua hinc inde. Dieser Dionys. Perieg. wenn es nemlich gewiß ist, daß es eben der Dionysius sey, von welchem Plinius redet, lebte in der Mitte des letzten Jahrhunderts vor C. G. unter dem August. cf. Plin. H. N. Lib. VI. Sect. XXXI. p. 335. ed. Hard.

(1) Mannert, T. I. p. 125. T. V. p. 161.

Wäre

Dieser Periplus enthält einen Schatz von Nachrichten über den ältern Indischen Handel, auch über die Kostbarkeiten und Naturprodukte jener Länder, so, daß es für diesen Theil der Literatur gewiß ein großer Gewinn seyn würde, wenn ein Beckmann uns mit einem vollständigen Kommentar über diesen Schriftsteller beschenken wollte.

§. 9.

In diesem Periplo finden sich folgende höchst merkwürdige Stellen:

P. 14. 15. "Felix antem, quum prius fuisset vrbs ideo est appellata, quod, cum nondum ex India in Aegyptum nau garetur, neque ex Aegypto quisquam interiora Indiae loca petere auderet, sed eo vsque tantum procederetur, vtrorumque, tam Indorum quam Aegyptiorum, merces ipsa recipiebat. Quemadmodum Alexandria et externas merces, et quae ab Aegypto veniunt, recipit. At vero paulo ante nostra tempora Caesar eam destruxit."

Der Zusammenhang beweist unwidersprechlich, daß hier die Rede noch von den Zeiten sey, welche nicht nur den Ptolemäern, sondern auch der Persischen Herrschaft vorangiengen. (1)

Von

Wäre es nicht möglich, daß der Dionysius Perlegeta, dessen Plinius gedenkt, der Verfasser von diesem Periplo sey??

(1) Rennell Introduction, p. XXXV. Heeren, T. I. p. 297.

Von Socotra, (Dioſcoridis inſula) am Eingange des Arabiſchen Meerbuſens, heißt es p. 17.: "Habitantes aduenae ſunt, ex Arabibus, Indis, Graecis quoque nonnullis mercaturae faciendae cauſa eo confluentibus, conflati."

Gewiß ein auffallender Beweis, wie genau ſchon die Bekanntſchaft mit den Indiern, und der unmittelbare Handel mit Indiſchen Waaren befeſtigt war.

Ferner p. 20. "Ex Barygazis (Baroach, im Meerbuſen von Cambay) quidem in vtrumque hoc Perſidis emporium nauigatur cum magnis nauibus, onuſtis aere, lignis Sagalinis, trabibus, cornu, phalangis Seſaminis et Ebeninis."

Ferner p. 30. "Ac Tyndis (Goa) quidem vicus eſt maritimus inſignis ſub Ceproboti imperio. Muziris (Merjee, zwiſchen Carvar und Onore) vero et ſub eodem eſt imperio, et nauium ex Ariaca venientium, atque Graecorum copia frequentatur, ſita propter flumen."

Ferner p. 34. "Quibus in locis certorum quorumdam nauigiorum vſus eſt, quibus Limyricam vsque nauigatur. Sunt quoque alia maxima nauigia ex monoxylis nauibus compoſita, quae Sangara nominant. Quibus vero in Auream et per Gangem nauigant, Colandiophonta dicuntur, quae ſunt maxima. In haec loca importantur omnia ea, quae in Limyrica elaborantur. Res praeterea omnis generis, quae ex Aegypto omni tem-

pore

pore aduehuntur, nec non ex Limyrica per hanc regionem maritimam subministrantur."

Es wird hier also der Handel mit großen Schiffen nach Indien nicht etwa als eine im ersten Jahrhundert n. C. G. zuerst versuchte Unternehmung angeführt, sondern als ein schon längst im Gange gewesener Handelsgebrauch.

Wie allgemein aber der Handel nach Ost-Indien schon in den ältesten Zeiten müsse gewesen seyn, und wie ausgebreitet die Kenntniß der Ost-Indischen Produkte war, erhellet aus unzähligen Stellen in diesem Periplo. Man muß über die verschiedenen Waaren und Reichthümer wirklich erstaunen, die wenigstens schon mit Ausgang des letzten Jahrhunderts v. C. G. durch die Seehandlung aus Ost-Indien eingeführt wurden.

Von den vielen so interessanten Nachrichten will ich nur folgende ausheben:

P. 8. 9. "Praeterea ex intimis locis Ariaces atque Barygazorum in haec eadem vlteriora emporia ex more solito deuehuntur variae res, vt frumentum, oryza (Reiß), butyrum, oleum sesaminum, othonium monache, sagmatogine, cingula, mel arundineum, quod saccharum dicitur (καὶ μέλι τὸ καλάμινον, τὸ λεγόμενον σάκχαρι)."

Also wurde sogar auch der Zuckersyrop schon im Ausgange des letzten Jahrhunderts v. C. G. den übrigen Nationen als eine bekannte Waare zugeführt, und zwar un-

ter

ter der noch jetzt gebräuchlichen Benennung. Es haben zwar einige große Gelehrte behauptet, daß dasjenige, was die Alten Saccharum nannten, nicht eben dasselbe Pflanzenprodukt sey, welches wir jetzt Zucker nennen. Soviel ist auch gewiß, daß die meisten von den Stellen der Alten, welche man auf unsern Zucker deuten wollen, von einem ganz andern Pflanzensafte reden, der eigentlich nur Manna und ein diesem ähnliches Produkt war. Unter andern haben dieß Salmasius und auch Harduin mit vieler Gelehrsamkeit ausgeführt. (1)

Dagegen aber finden sich doch einige Nachrichten in den alten Schriftstellern, die, wenigstens meiner Ueberzeugung nach, offenbar auf unsern Zucker nur allein gedeutet werden können. Statt mehrerer will ich nur folgende bemerken.

Dioscorides, welcher im ersten Jahrhundert nach C. G. lebte, sagt: "man verfertige in Indien, und zwar aus Rohre, eine honigsüße Substanz, welche man Zucker (Σακχαρον) nenne. Dem äußern Ansehn nach gleiche sie völlig dem gemeinen Salze, und wenn man sie zerbeiße, verhalte sie sich ihrer Brüchigkeit nach eben so wie das Salz." (2)

Archi-

(1) Salmasii Plin. Exercit. Traj. ad Rhen. 1589., quibus adiecta exercit. de Manna et Saccharo, p. 108. 255. Plin. H. N. ex ed. Hard. L. XII. Sect. 17. not. 1. 2. et Claud. Salmasii libell. pecul. de Manna et Saccharo. Paris. 1663. 8.

(2) Dioscorides. Lib. 2. c. 104.

Archigenes, ein Griechischer Arzt, lebte am Ende des ersten und im Anfange des zweyten Jahrhunderts nach C. G. (1) Er sagt: "das Indische Salz gleiche seiner Farbe, überhaupt dem äußern Ansehen nach, völlig dem gemeinen Salze, dagegen dem Geschmacke und seiner Annehmlichkeit nach, völlig dem Honig." (2)

Bey diesen so bestimmten Beschreibungen dächte ich, daß man die Bekanntschaft der Alten mit dem was wir jetzt Zucker nennen, kaum noch aus Ueberzeugung läugnen könne. Zumahl wenn man dasjenige damit vergleicht, was ich vom wein- oder rumartigen Getränke der Alten aus Zuckerrohre angeführt habe; ferner was Matthioli (3) über diese Frage gesagt hat; vorzüglich aber was Joh. Heinr. Meibom mit so vieler Belesenheit über diesen Gegenstand ausgeführt hat. (4) Nach Verbindung aller dieser Anga-

ben

(1) Suidas im Lexico, Voce Ἀρχιγένης. Tom. I. pag. 345. Edit. Kusteri. Fabricius in Biblioth. Graec. der ält. Ausg. Tom. XII. p. 580. Tom. XIII. p. 80. 4, 10.

(2) Paulus Aegineta. Lib. II. cap. 54. Avicenna. Lib. IV. fen. 1. tr. 2. cap. 22. De Asperitate Linguae.

(3) P. A. Matthioli Epistolarum medicinalium Libri Quinque. Pragae. 1561. fol. Lib. I. p. 53 et p. 58. vsq. ad p. 63. in Epistola ad Iac. Bosellum disputatur, an Saccharum antiquorum nostrum sit Saccharum.

(4) Ioh. Heinr. Meibomii de Cervisiis veterum Commentarius, in Gronovii Thesauro antiquitatum graecarum. Lugd. Bat. 1701. Fol. p. 598. Cap. 22.

ben bin ich nun überzeugt, daß Dupinet sehr Recht habe, wenn er behauptet, daß dieser den Alten schon bekannte Indische Zucker unser Zucker-Candi gewesen, mithin auch das μελι καλαμινον, ἅλς Ἰνδικον, Σακχαρον der Alten, allerdings dafür zu erklären sey.

Im Periplo heißt es ferner p. 22: "Contra exportatur costus, — callaina gemma (καλλαϊνὸς λίθος, nonne καλλαϊκὸς?) (1) — Sapphirus (Lapis Lazuli), filum sericum (νῆμα σηρικὸν, Seide,) (2) Indicum nigrum (Indigo, oder auch Chinesischer Tusch)." (3)

Noch p. 37: "Quotannis vero ad confinia Sinarum commeare gens quaedam solet, — quam Sesatas vocant (Σησάτας-Σηρας?)"

§. 10.

Für meine Behauptung ist es aber sehr wichtig, daß unter den vielen aus jener Halbinsel überbrachten Schätzen und Kostbarkeiten ausdrücklich auch die Onyxe und überhaupt die Edelsteine angegeben werden.

Denn so heißt es in obgedachtem Periplo p. 27. 28:

"Ibidem

(1) Saggi del Acad. di Cortona, T. V. p. 62. Plin. H. N. L. 37. S. 33. S. 56.

(2) cf. Pausanias. Lib. VI. cap. 26. in fine p. 519. ex ed. Kuhnii.

(3) Dioscorides, L. V. Cap. 107. et Plin. H. N. L. 35. Sect. 27. Beckmanns Gesch. d. Erfindungen. Th. 4. S. 490.

"Ibidem quoque versus ortum est ciuitas, Ozene dicta, vbi olim fuit regia. Ex hac omnia, quae ad regionis commoditatem felicitatemque faciunt, Barygazam deportantur, nec non quae ad nostram mercaturam pertinent, vt *lapides onychini* et *murrhini*, (Chinesischer Speckstein), sindones Indicae et molochinae, multumque othonii vulgaris."

Ferner p. 28. 29: "Ex iisdem locis exportatur nardus, costus, bdellium, ebur, *onychini* lapides, myrrha, lycium, othonium multiplex siue variegatum, et sericum, molochinum, filum, piper longum, atque alia huiusmodi ex emporiis exportari solita."

Ferner p. 32: "Eo (nach Barace) quoque conuehitur piper etc. — praeterea multae et eximiae margaritae, ebur etc.; — item varia et multiplicia pellucidorum lapidum genera, adamas hyacinthus etc."

Es wird aber sogar die Gegend genau bestimmt, woher diese Onyxe kamen, und zur weitern Versendung nach Baroach geführt wurden:

p. 29: "Ex Plythanis quidem lapides onychini plurimi, ex Tagaris vero multum othonii vulgaris etc., aliaeque huiusmodi merces, quae ex maritimis partibus eo (nach Barygaza) deferuntur."

§. 11.

Um die Oerter, wovon in diesen Stellen die Rede ist, sogleich nach ihrer wahren Lage aufzufinden, will ich

ich hier einige derselben nach ihrer jetzigen Benennung angeben:

Ozene das jetzige Ougein.

Barygaza — Baroach am Golph von Cambaya.

Tyndis — der Golph von Goa.

Lymirica — die Küste zwischen Bombay und Goa.

Nelcynda — Nelysuram.

Muziris — Merjee.

Barace — Barcellore.

Plithana — Pultanah.

Tagara — Daulatabad. (1)

Daß Plithana das neuere Pultanah am südlichen Ufer des Flusses Godvery sey, und 270 Engl. Meilen von Baroach liege; ferner, daß Tagara das jetzige Daulatabad sey, und daß die Waaren in den ältesten Zeiten nach Baroach über die hohen Balla-Gauts-Gebirge geführt wurden, ist in den Asiatic Researches umständlich bewiesen. Vol. I. p. 369. seq.

§. 12.

Endlich ist so viel wohl gewiß, daß der mons Sardus, (Σαρδοῦς,) wovon Ctesias sagt, daß man den Sardonyx daselbst finde, und daß dieses Gebirge in feruentissimis et aestuosissimis regionibus Indiae liege, eben derselbe mons Sardonyx sey, den Ptolemäus in Indien noch bestimmter nachweist. Denn letzterer sagt davon: "montes autem insignes

(1) conf. Rennell Introduction, p. XXXVIII.

insignes in exposita sunt parte Indiae, Apocopi montes, qui Deorum poenae appellantur, — et Sardonyx Mons, in quo eiusdem nominis Lapis est, cuius medium 117° 30′21″; ferner: inter Sardonychum montem et Bittigum tenent Tabassi, gens magna." Nach Anleitung dieser Angaben hat man daher auf den zum Ptolemäus entworfenen Charten mit Recht angenommen, daß es diejenigen Gebirge wären, welche zwischen Ozéne (Ougein) und Tagara (Daulatabad) hindurchziehen. (1)

§. 13.

Wer jetzt alles dasjenige ohne Vorliebe prüfen will, was ich bisher über den ältesten Ost-Indischen Handel, über die Mittel und Gelegenheiten, wodurch Perser und Griechen einige Nachrichten, sogar Produkte, aus Indien erhalten konnten, über den Kunstfleiß der ältesten Indier, endlich über des Ctesias Beschreibung von den Onyxgebirgen gesagt habe, und dann noch die schätzbaren Aufschlüsse damit verbindet, die sich im Periplo Mar. Erythr. und im Ptolemäus finden, der wird, wie mich dünkt, diejenige Gegend schon von selbst mit Sicherheit nachweisen können, welche Ctesias als die Lagerstätte der Onyxe angegeben hat:

a) Jene hohen Gebirge sind wohl gewiß die eigentlichen Balla-Gauts, von welchen Rennell folgende Nachricht liefert: "This tract is naturally very strong, parti-

(1) Ptolemaeus ex Edit. Bertii. Lugd. Batav. 1618. fol. p. 199. 203. et Tab. X. Asiae.

particularly on the west side towards the sea, where a stupendous wall of mountains, called the Gauts, rises abruptly from the low country, called the Concan, (or Cockun), supporting, in the nature of a terrace, a vast extent of fertile and populous plains, which are so much elevated, as to render the air cool and pleasant (see Index, article Gauts). This elevated tract is continued not only through the Mahratta territories, but extends through the peninsula, to the southern extreme of Mysore; and is named Balla-Gaut, throughout its whole extend; meaning literally, the higher, or upper Gauts: or perhaps more correctly the countries lying Above or Below the Gauts." (1)

b) Der tractus inhabitabilis regionis ist die große Sandwüste, welche jenseit des Indus liegt, und sich aus der Gegend von Cutch bis an die Grenzen von Moultan hinaufzieht; beynahe 550 Engl. Meilen lang und 100 bis 150 Engl. Meilen breit ist. (2)

c) Der locus sacer, quem sub nomine Solis et Lunae Indi venerantur, könnte wohl gar noch der heilige Ort seyn,

wobey

(1) Rennell. Introduction. p. CXXVII. Ein großer Theil der Gautsgebirge ist auf folgender Charte äußerst genau angegeben, und vorzüglich schön ausgeführt: Map of the Peninsula of India, by Faden. London. 1795. 2 Edition.

(2) Rennell. Sect. III. p. 183.

wobey auf den neuern Englischen Charten unweit Ra=dampour bemerkt wird: "a sacred spring with a temple," und vielleicht auch eben der Tempel, in welchem Bardesanes eine mit Sonne und Mond gezierte Bildsäule antraf. (1)

d) Die vom Ctesias angegebene Entfernung von funfzehn Tagereisen wird ungefehr 75 bis 80 geographische Meilen betragen, da die Alten auf eine Tagereise gewöhnlich 5 geographische Meilen zu rechnen pflegten. (2) In dieser Entfernung von der zuvor erwähnten großen Sandwüste nehmen nun die Gauts = Gebirge wirklich schon ihren Anfang.

§. 14.

Mich dünkt aber, daß ein nicht unwichtiger Beweis für diese Erklärung noch in folgendem liege:

a) von Cambaya und Baroach, überhaupt aus dem Golph von Cambaya, wird noch jetzt der Sarder in erstaunender Menge ausgeführt, und daß wir dergleichen Sarder wirklich aus Cambaya erhalten, hat der Herr Leibmedikus Brückmann schon längst gesagt. (3)

b) nach

(1) Unter mehr andern kann deshalb nachgesehen werden: India by de la Rochette. London 1788.

(2) Mannert; T. I. p. 199.

(3) Brückmanns Abhandlung von Edelsteinen. Braunschw. 1773. S. 202. 1ster Beytrag S. 149.

b) nach Amsterdam und Coppenhagen werden eben diese Sarder zuweilen in ganzen Fässern und als Ballast gebracht. Noch vor wenig Jahren hat ein Hr. Voigt aus Amsterdam dergleichen aus dem Golph von Cambaya erhaltene Sarder und Chalcedone mit Onyxstreifen in Braunschweig, und zwar centnerweise, zum Verkaufe angeboten, den Centner zu 38 Fl.;

c) der Hr. Leibmedikus Brückmann zu Braunschweig besitzt in seiner schätzbaren Sammlung gegenwärtig noch mehrere davon, die völlig Sarda nobilis antiquorum sind, und wovon einige sogar schöne Onyxstreifen haben; Endlich

d) ist eine Sarder- und Chalcedongrube nicht weit von Gusurate wirklich noch jetzt im Betriebe, die auch auf einigen neuern Englischen Charten angegeben ist. (1)

§. 15.

Dem äußern Ansehen nach, ist es jedoch nicht wahrscheinlich, daß man die Chalcedone und Sarder welche wir jetzt von Cambaya erhalten, aus festen Lagern gebrochen habe. Es scheinen eigentlich nur Geschiebe zu seyn, die von den Einwohnern an den Einhängen der Gebirge aufgesucht werden.

Daher zweifle ich sehr, daß sie aus eben den Brüchen erfolgen, welche vormals die lagerhaften und gleichschichtigen Sardonyxe und Sarder geliefert haben.

 Die

(1) Ebenfalls auf der schon vorhin bemerkten Charte von Indien, by de la Rochette. London 1788.

Die natürlichste Vermuthung wäre wohl die, daß alles was wir jetzt erhalten, nur Geschiebe sind, welche, durch Bergströme und Länge der Zeit, von den hohen Balla-Gauts abgerissen worden; daß aber die festeren, größeren und regelmäßigen Lager, sich noch etwas höher hinauf in eben diesen Balla-Gauts finden müßten.

Hiezu kommt noch, daß vormals Plithana, oder das jetzige Pultanah, der eigentliche Handelsplatz war, von wo aus die Onyxe und Sarder ausgeführt wurden.

Aus diesen Gründen zusammengenommen, würde ich nun wünschen, daß ein Naturkündiger der die hiezu nöthigen Kenntnisse besitzt, nach Anleitung der unter sich abwechselnden Stein- und Gebirgslager, auf den Balla-Gauts, vorzüglich da gründliche Untersuchungen anstellen könnte, wo sich diese Gebirge gegen Osten verflächen, und nach Aurungabad hinunterziehen. Vielleicht wäre es gar noch möglich, einige der ältesten Berghalden dort aufzufinden, und dann würde es freylich nicht schwer seyn, eben dieselben Onyx- und Sardonyx-Lager wieder auszurichten, welche bey den Alten im Betriebe waren.

Doch, wie wenig Hoffnung ist hiezu!

Eine der rohesten, undultsamsten, wildesten und grausamsten Nationen beherscht jetzt diese ganze Gegend.

§. 16.

Damit man aber meinen Behauptungen keine größere Ausdehnung beylegen möge, als sie wirklich haben kön-

nen und sollen, so finde ich nöthig noch folgendes zu bemerken.

Ich bin gewiß weit entfernt zu bezweifeln, daß man auch in denen Gebirgen, welche diesseit des Indus, zwischen Thibet, auch der großen und kleinen Bucharey ꝛc. hinaufziehen, nicht ebenfalls Onyxe und Sardonyxe finden könne. Denn welche Schätze und welche Reichthümer, an Edelsteinen und Metallen, sollte wohl die stolze Leibbinde nicht enthalten, womit Asien sich vom Indischen Meere an bis nach Kamtschatka umgürtet hat. Aber, alles was man bis jetzt zu gründlicher Aufschließung dieser ungeheuren Gebirgskette ausgeführt hat, ist, im Ganzen genommen, doch warlich höchst unbedeutend, und von eigentlichen Edelsteinen hat man hier noch weiter nichts entdeckt, als den Aquamarin (Smaragdus Scythicus Plinii), den Lapis Lazuli (Sapphirus antiquorum), und den Topas. Wer aber wird jemals jenen majestätischen Erdgürtel von Grund aus lösen!

Eben so wenig würde mir einfallen zu glauben, daß alle Onyxe und Sardonyxe der Alten, nur allein aus den Balla-Gauts und den Gebirgen jenseit des Indus gekommen wären. Der bloße Augenschein ergiebt es schon deutlich genug, daß sie nicht einerley Vaterland, und noch weniger einerley Gebirgslager gehabt haben. Die von den Onyx-Vasen, z. B. die von S. Denis, das Mantuanische Gefäß, ꝛc. waren vermuthlich Nieren, gleich den bekannten Achat-Nieren und Melons du mont Carmel. Dagegen müssen die

die von den großen Onyx-Kameen, wie z. B. der Römische Adler, ursprünglich in kurzschichtigen, abgesetzten Steinlagern gebildet seyn, etwa wie die Feuersteine, Chalcedone, Chrysoprase. Jene große Onyx-Kameen, z. B. die Apotheose August's, der Römische Adler, ꝛc. sind offenbar Römische Arbeiten, und zwar aus den Zeiten der Kaiser. Die Onyx-Vasen sind dagegen gewiß nur Griechische Arbeit, und aus einem weit früheren Zeitalter.

Beynahe möchte ich glauben, daß die Alten den größten Theil derjenigen Onyxe und Sardonyxe, welche als Nieren gebildet sind, aus Arabien und den Sarderbrüchen bey Babylon erhielten (cf. Plin. H. N. "haerens in saxo cordis m do;") (1) die, welche nur Geschiebe waren, von den Einhängen am Indus, Acesines und Ganges, (cf Plin. H. N. "constat ibi torrentibus detegi;") (2) diejenigen endlich, welche aus großen, regelmäßig abwechselnden und flachen Lagen bestehen, aus den hohen Gebirgen der Balla-Gauts.

Uebrigens bevorworte ich ausdrücklich, daß ich hier eigentlich nichts weiter habe untersuchen und bestimmen wollen, als: "Welches sind die Onyx- und Edelsteingebirge, von welchen Ctesias redet? und wie konnten die Perser und Griechen damals schon einige Nachrichten, auch Steinarten aus dieser Gegend erhalten?"

(1) Plinii H. N. L. 37 S. 74. et S. 31.

(2) Ibid. L. 37. S 76. et S. 23.

Von

den goldgrabenden

Ameisen

und

Greiffen der Alten,

eine Vermuthung.

Herrn

Hofrath Beckmann

gewidmet

vom Verfasser.

Res ardua, vetustis nouitatem dare, nouis auctoritatem, obsoletis nitorem, obscuris lucem, fastiditis gratiam, dubiis fidem, omnibus vero naturam, et naturae suae omnia.

Plinius.

Nicht leicht wird man einen Schriftsteller der Alten nachweisen können, der so strenge, ich möchte sagen, so unbillig behandelt ist, als Ctesias.

Lange vor ihm hatte nicht allein Hesiodus, (1) sondern auch Aristeas Proconnesius, (2) ja sogar Herodotus die bekannte Fabel von den Greiffen vorgetragen, und letzterer außerdem noch die Sage von den goldgrabenden Ameisen umständlich erzählt. (3)

Unge-

(1) cf. Scholion zu Aeschyli Prometheus. v. 803.

(2) Pausanias in Atticis, Cap. 24. p. 58. ed. Kuhnii Fabricii Bibl. Graeca, ed. Harles. Hamb. 1790. Vol. I. Lib. I. Cap. 2. p. 10.

(3) Herodotus, Lib. III. S. 116. p. 255. Sect. 102. seq. p. 249. L. IV. S. 13. p. 286. ed. Wess.

Ungefehr achtzig Jahre nach dem Ctesias versichert Nearch, daß er Felle von jenen Ameisen selbst gesehen habe. (1) Vom Megasthenes und Strabo (2) so gut, wie vom Pomponius Mela, und Arrian, und Plinius, werden diese Fabeln von neuem aufgewärmt. (3) Ja, Aelián und Philostratus beschreiben sogar die Gestalt und Farbe der Greiffe mit einer beynahe Linne'ischen Genauigkeit. (4)

Außerdem erzählen alle diese Schriftsteller noch hundert Fabeln mehr. Demungeachtet aber wird wohl niemand diese Classiker so ganz verwerfen wollen. Herodotus heißt vielmehr der Vater der Geschichte. Ctesias hingegen, der sich wegen jener Sagen noch weniger zu Schulden kommen läßt, als was sich dort seine Mitbrüder erlauben; Ctesias, den wir nicht einmal selbst besitzen, sondern nur durch den Mund eines andern reden hören, und zwar

(1) Strabo, Lib. XV. p. (706.) 1032. Sect. A. ed. Amst. 1707.

(2) l. c. p. (702. 705. 706.) 1028. 1032. Sect. A. et B. Lib. II. p. (70.) 121. Sect. C.

(3) Pomp. Mela, Lib. III. C. 7. Arrianus in Indicis, p. 329. ed. Gronov. Plinii H. N. Lib. VII. S. 2. Lib. X. S. 70. Lib. XI. S. 36. Lib. XXXIII. S. 21. ed. Hard.

(4) Aeliani Hist. Anim. Lib. IV. c. 27. Ed. Schneideri. Lips. 1784. p. 118. Philostratus in vita Appollonii, Lib. III. cap. 48. p. 134. ed. Olear.

zwar nur fragmentarisch; von dem wir also nicht wissen, ob er nicht hie oder da selbst einige Zweifel und Bedenken beygefügt habe; dieser Ctesias, weil er ebenfalls die Fabel von den Greiffen vorbringt, wird ohne weitere Untersuchung, ohne alle Gnade, als völlig unbrauchbar, sogleich über Bord geworfen. Sehr kurz ist freylich dieser Prozeß, ob er aber gerecht und billig sey, das ist doch eine andere Frage.

Wie, wenn nun Pontoppidan von Kraaken redet; Bruce Länder beschreibt, wo die Berge auf der Spitze stehen; Byron unglaublich große Patagonier selbst gemessen hat, der Abbe' Rochon von einer Zwergnation in Madagascar Nachricht gibt; große Aerzte durch den thierischen Magnetismus Wunder thun; und alles dieses in unserm so aufgeklärten 18ten Jahrhundert vorfällt! Ja, wenn selbst jene Fabel von den Greiffen und goldgrabenden Ameisen, nicht nur im 13ten, sondern sogar bis ins 17te Jahrhundert n. C. G. wieder aufgewärmt und als glaubwürdig vorgetragen wird, und zwar von Männern, denen man in anderer Rücksicht die Glaubwürdigkeit und Verdienste gewiß nicht so ganz absprechen kann; mit welchem Rechte, mit welcher Billigkeit will man dieses denn nur dem Ctesias so aufmutzen? Marco Polo, der im 13ten Jahrhundert die Tartarey bereisete, sagt: ego Marcus, quum primum haec de illa ave (Ruec) audivissem, putabam esse Gryphonem, qui inter quadrupedia dicitur

esse

esse pennatus, leoni ex omni parte similis, nisi quod faciem habet aquilae similem. (1) Mandeville vergleicht die Stärke eines Greiffen mit acht Löwen und hundert Adlern. Goropius versichert, daß er in Ungarn die Klaue von einem Greiffe gesehen habe: (2) endlich der berühmte de Thou, der bekanntlich 1617 starb, und eine Geschichte seiner Zeit von 1545 bis 1607 schrieb, behauptet mit der größten Zuverlässigkeit, (3) daß Schach Thamas, Sophi von Persien, A. 1559. durch seinen Gesandten dem Soliman, nebst vielen andern Geschenken, auch eine goldgrabende Indische Ameise übersandt habe, welche ungefehr von der Größe eines Hundes, aber ungemein wild und beißig gewesen sey! Aber was will man sagen, wenn sogar in unsern Tagen ein noch lebender Gelehrter, der Mitglied einer vormals so berühmten Akademie war, mitten in Paris, die Existenz dieser goldgrabenden Ameisen öffentlich vertheidigt. Dies ist nemlich der so bekannte, gelehrte und verdienstvolle Larcher. (4)

Sollen

(1) Marco Polo in Itinerario, L. III. c. XL. p. 128. ed. Helmstad. 1585.

(2) Dict. de Moreri, Art. Griffon ou Gryphon.

(3) de Thou in Historiar. sui temp. Opp. Lib. XXIII. p. 461.

(4) Herodote trad. p. Larcher. Paris 1786. 8. T. III. notes sur le 3me Livre. p. 339.

Sollen diese Schriftsteller, um deswillen, auch sogleich der literarischen Guillotine überliefert seyn? Ich dächte nicht. Warum denn Ctesias, der 400 Jahre v. C. G. schrieb, der Nachrichten aus der Naturgeschichte eines noch unbekannten Wunderlandes zusammentrug, und diese nur von Kaufleuten erhalten konnte, die entweder äußerst unwissend, oder mit den Landessprachen zu wenig bekannt, oder absichtlich falsche Erzähler, oder muthwillig windige Prahler waren? Man muß sich hiebey billig in jenes Zeitalter und in die Lage denken, worin sich Ctesias befand. Alsdann wird man es leicht erklären können, wie hin und wieder die sonderbaren Thiere die er beschreibt, aus den verstümmelten Nachrichten vom Tieger, vom Rhinozeros, vom Orang=Outang, und so viel andern mehr, entstehen konnten, ohne daß man gerade berechtigt sey, ihn für einen Schriftsteller zu erklären, der wissentlich und vorsätzlich Unwahrheiten erzähle, auch überall keinen Glauben verdiene. Ich vermuthe sogar, daß er über einige Gegenstände zuverlässiger und brauchbarer sey, als manche andere Schriftsteller der Alten, z. B. wegen der Geschichte von Persien.

Ohne jedoch länger hiebey zu verweilen, will ich nur einen Versuch wagen, ob sich die bekannte Fabel von den Greiffen und goldgrabenden Ameisen nicht mit einiger Wahrscheinlichkeit erklären lasse, und zwar aus dem Verfahren und der Methode, wie überhaupt die ältesten Völker in jenem Zeitalter ihre Goldwäschen betrieben haben.

Bey

Bey einer Sage, sie laute übrigens so fabelhaft als sie wolle, die sich vom Hesiodus und Herodotus an bis zum de Thou, also über 2000 Jahre erhalten hat, und während dieser Zeit so oft wieder in Umlauf gebracht ist, vermuthe ich immer, daß doch etwas Wahres, etwas dem Aehnliches wirklich zum Grunde gelegen habe. Davon kann hiebey nicht die Frage seyn, ob in den ältesten Zeiten eine Scytische Völkerschaft existirte, welche man die Gryphen nannte. Der Gegenstand meiner Untersuchung ist hier lediglich die Fabel. Ich sage jedoch ausdrücklich, daß meine Erklärung nur ein Versuch sey. Denn ich bin weit entfernt, alle einzelne Angaben schon für ausgemachte Thatsachen auszugeben. Indessen wird man mir billiger Weise erlauben, daß ich hiebey in solchen Fällen etwas als wahr, wenigstens als höchst wahrscheinlich voraussetzen und einrücken dürfe, worüber wir in den Schriften der Alten zwar keinen bestimmten Aufschluß finden, aus der Verbindung des Ganzen aber sich dieses, oder doch etwas dem Aehnliches, vermuthen läßt. Wenn ich mich also durchgehends bestimmt ausdrücke, so geschieht dies lediglich, um meine Vermuthung nur kürzer, deutlicher und mehr im Zusammenhange vorzutragen. Dagegen überlasse ich gern einem jeden, nach Gutdünken, entweder meine Erklärung zu berichtigen, oder ihr noch etwas zuzusetzen, oder sie mehr einzuschränken, oder — überall gar nichts davon zu glauben.

Meine

Meine Vorstellung von dieser so berüchtigten Fabel ist nun folgende:

Die Gegend, wo das Gold gewonnen und eingesammelt wurde, ist die bekannte Sandwüste Schamo oder Cobi, welche in der großen Tartarey, an der Grenze von Groß-Thibet und der Chinesischen Tartarey hinaufzieht, und zu den größten Sandwüsten mit gehört, die sich auf unsrer Erde finden.

Die Methode um das Gold hier zu gewinnen, war eben dieselbe, die unter dem Namen von Seifarbeit oder Goldwäsche überall bekannt ist, und noch jetzt in Ungarn, in Amerika und in andern Ländern mehr angewendet wird, um den metallischen Gehalt der güldischen Sand- oder Erdlager gehörig auszuscheiden.

Die älteren Nachrichten stimmen darin überein, daß das jährlich als Tribut dort abzuliefernde Product, äußerst ansehnlich und beträchtlich war. Es mußte also eine große Anzahl von Menschen dabey angestellt, und immerwährend damit beschäftigt seyn.

Unter der strengen Aufsicht einiger Vorgesetzten, wurde diese Seifarbeit von Sklaven, von Kriegsgefangenen, von Staatsverbrechern, größtentheils aber nur von Kindern getrieben, wie denn dieses, von den ältesten Zeiten an, auch bis jetzt noch gewöhnlich ist.

Wegen der großen dort herrschenden Hitze und beständigen Arbeit im Wasser, gingen alle so damit beschäftigt waren, unbekleidet. (1)

Beym

(1) Agatharchidis Periplus Maris rubri. in Hudsonii Geogr. Min. Vol. I. p. 23. Extremos illic et abiectae sortis hominis in aurifodinarum seruitutem acerbissimam tyrannis abducit: quarum alii cum vxoribus et liberis, alii etiam absque illis, aerumnas tolerant: quas cum tragice exaggerauit auctor, quod ad summam calamitatem nihil reliqui sibi faciant, modum exponit, quo aurum illud elaborent. — p. 24. Pueri autem impuberes, in cuniculos ab illis effossos irreptantes, etiam lapillos de proiectis multo collectos, extrema ostium deportant. — Labor hic est feminarum, quae vna cum maritis aut parentibus in ergastula sunt abductae. Plures enim ordine molae agitantur — etc. tam foedo succinctu, vt sola corporis pudenda contegant. — etc.: a femineo sexu puluerem ita subactum excipiunt alii, quos Selangeos nominant. etc.

Diodorus, ed. Wess. T. I. Lib. III. p. 181 seq. "*In* metallicis ergastulis praefecti magno operantium numero aurum elaborant. Reges Aegypti, damnatos ob maleficia, belloque captos, et iniustis calumniis circumuentos, aut ex ira custodiae traditos, interdum ipsos duntaxat, interdum cognationem simul omnem, in fodinas illas compingunt: tum vt poenas de reis sumant, tum vt horum opera magnos sibi quaestus faciant. Detrusi eo numero infiniti, omnesque compedibus alligati, continenter *in*

opere

Beym Waschen selbst verfuhr man nach eben der Methode, die auch bey andern der ältesten Völker im Gebrauche war. Es wurde nemlich der güldische Sand von dieser zahllosen Menge von Menschen, und vorzüglich von Kindern, unter freyem Himmel auf eben solchen Herden verwaschen, welche noch jetzt in unsern Pochwerken zum Verwaschen der metallischen Schlieche im Gebrauche sind. (1) Allein

opere perseuerant, nec per dies nec per noctes totas vlla concessa quiete, omnique aufugiendi copia stricte interclusa. Barbarorum enim militum variis vtentium linguis excubiae illis imminent, ita vt nemini per sermonis commercia, aut familiaris congressus blandimenta, quanquam excubitorum corrumpendi sit facultas." p. 183. "Et quia nulli corpus curare licet, adeo vt nec quod pudenda velet religaculum adsit: nemo est, qui misellos intuens, extremas horum calamitates non commiseretur. Nulla enim venia, nulla omnino remissio, neque aegroto, neque mutilato, tribuitur. At neque senilis aetas, neque muliebris infirmitas quicquam excusat, omnes inflictu plagarum ad vrgendum opus adiguntur" etc.

(1) Agatharch. Peripl. Mar. rubr. l. c. p. 25. Operatio ita se habet: Marmor ita commolitum in tabula effundunt lata (ἐπὶ σανίδος πλατείας) quidem ad rectam Sectionem polita, quae tamen non recto incumbit loco, sed exiguam declinationem habet. In hac puluerem, affusa aqua, manibus terunt initio leuiter, deinde pressius. Vnde opinor, terrestria eliquantur et ad tabulati nutum defluunt. Id autem

Allein statt der Planen, um die Goldkörner aufzufangen, bediente man sich hier der Felle von einigen dort einheimi-
schen

quod validum est et aliquid pollet, in ligno subsistit immobile. Cum igitur crebro aquis materiam eluit Selangeus, spongiis mollibus et densis marmor leuiter attrectat et aliquando premens, quod leue est et laxum, fungositati implicatum e cauerna extrahit et abiicit, quod vero graue est et splendet, in tabula secretum relinquit, quia propter grauitatem natura haud facile mobilis ei subest. Hoc igitur modo Selangeus postquam auri ramenta expurgauit, coctoribus transmittit: qui simul ac coactum illud ad mensuram et libram acceperunt, etc. etc. — Elaboratio autem huius generis quodammodo antiquissima est. Nam a primis loci regibus inuenta est ea metalli natura. Desiitque in actu esse tum, quando Aethiopum olim agmen Aegyptum incursauit. Agatharchides lebte in Aegypten zu den Zeiten des Ptolemäus Alexanders, dessen Vormund er war. cf. Hudsonii Geogr. min. Vol. I. in Differt. p. 68.

Diodorus p. m. 183. "In tabula lata (ἐπὶ σανίδος πλατείας) aliquantulum decliui puluerem lapideum bene commolitum affusa aqua lauant, tum quicquid in eo terrenum est, humore eliquatum per assamenti deuexitatem defluit, aurum vero grauitate sua subsidens in tabula remanet. — Haec est illa auri circa extremam Aegypti oram praeparatio." p. 184. "Horum metallorum inuentio perantiqua est, vt quae priscos olim reges habuerit auctores."

(1)

schen Füchsen: (1) und diese Gewohnheit, bey den Goldwäschen, statt der Planen, behaarte Felle anzuwenden, hat sich in den Morgenländern sogar bis in neuere Zeiten erhalten. (2)

Um

(1) Strabo, Lib. XI. p. (499.) 763. ed. Amst. 1707. "Aiunt apud hos (Soanes, summa Caucasi habitantes, quae Dioscuriadi imminent) aurum deferri a torrentibus, idque barbaros excipere alueolis perforatis et Velleribus lanosis: vnde etiam aurei velleris exstitit fabula."

Appianus de bello Mithrid. Vol. I. p. 797. ed. Schweigh. "In illo monte fontes sunt auri ramenta ferentes minutissima et vix conspicua: adcolae vero Vellera villosa in riuos demergere solent, atque ita aureas arenulas his adhaerescentes colligere. Ac fortasse tale fuit inclytum Aeetae aureum vellus."

Diese Soaner wohnten am Caucasus. Die ältesten Könige von Colchis hatten die Gold-Wäschen bey ihnen zuerst eingeführt, und dadurch unglaubliche Schätze gesammelt. Plin. H. N. Lib. XXXIII. Sect. XV. p. 614. ed. Hard. "Iam regnauerat in Colchis Salaucus et Esubopes, qui terram virginem nactus, plurimum argenti aurique eruisse dicitur in Suanorum gente, et alioqui velleribus aureis inclyto regno." Ibid. Lib. VI. Sect. IV. p. 303. "Flumen Cobum e Caucaso per Suanos fluens."

(2) Ayeen Akbery's historical and geograph. Description of the 12 Soobahs or Viceroyalties of Hindostan. Calcutta 1784. gr. 4to. Tom. 2. daselbst heißt es p. 167. im Abschnitte

von

Um mit den Fellen von diesen Thierarten hinlänglich versehen zu seyn, war es nothwendig, daß jährlich eine große Anzahl derselben eingefangen wurde. Viele davon unterhielt man vielleicht unmittelbar neben den Goldwäschen, einige auch wohl, als eine merkwürdige Thierart, in den Menagerien der Großen. (1)

Jedermann wußte und sahe es, daß sie ihren gewöhnlichen Aufenthalt unter der Erde suchten, sich eingruben, und gleich den Ameisen, hiedurch große Sand- und Erdhügel

von der Soobah of Cashmeer von einem Passe zwischen Kamraj und Casghur: On the West lies Pukely, where Gold is found in the following manner. In the Stream of the river they spread goat skins with long hair, fastening them down with stones, so that the water cannot move them. After 2 or 3 days, they take up the skins, and expose them to the Sun. When they are perfectly dry, they shake them, and obtain grains of gold, some of which will weigh 3 tolahs. Diese Nachricht habe ich der freundschaftlichen Mittheilung des Hrn. HR. Blumenbach zu danken.

(1) Herodotus, Lib III. Sect. 102. p. 249. ed Wess. "Circa hanc enim plagam vasta sunt propter arenam loca, in ea igitur solitudine arenosa formicae gignuntur, canum quidem magnitudine minores, vulpium vero maiores. Earum quippe nonnullae et apud regem Persarum visuntur, hinc venatu captae. Hae formicae in faciendis sub terra domiciliis egerunt arenam, vt apud Graecos formicae."

hügel aufwarfen. (1) Dieses ist nun ganz die Gewohnheit des Canis Corsak Linnéi, (2) der sich auch grade in diesen Gegenden häufig aufhält.

Eben so allgemein bekannt war es auch, daß man sie bey den Goldwerken in großer Menge gebrauche, und daß sie schlechterdings dabey unentbehrlich wären; vom eigentlichen Gebrauche aber war man nicht unterrichtet.

So

(1) Arrianus in Indicis. p. 329. ed. Gronouii. De formicis etiam scribit Nearchus, se quidem eas non vidisse, cuiusmodi nonnulli tradunt in India nasci. Pelles tamen earum non paucas abs se visas, in castra Macedonum allatas. Megasthenes certa veraque esse, quae de formicis scribuntur, dicit: eas nimirum esse, quae aurum e terra effodiunt, non quidem auri ipsius causa, sed vt sibi antra in quibus delitescant parent: quemadmodum nostrae etiam formicae exiguae quum sint, nonnihil terrae eruunt. Esse autem formicas illas vulpibus maiores, ratione magnitudinis earum, terramque fodere, quae aurum mixtum habeat, et ex ea Indis aurum fieri; sed Megasthenes auditum narrat.

(2) Schreber von den Säugthieren. Erlang. 1778. 4. Th. 3. S. 360. sagt: "Der Korsak bewohnt die bergigen Gegenden der Steppen zwischen dem Jaik und Irtisch, wo er sich in Bauen unter der Erde aufhält. Die Kirgisen jagen ihn mit Berkuten und Hunden so häufig, daß sie jährlich allein an die Russen 40 = 50000 Stück Bälge vertauschen."

So wie man mit den Goldwäschen weiter rückte, blieb natürlicherweise der verwaschene und vom Golde gereinigte Sand in unzählbaren einzelnen Haufen liegen, welche denn großen Ameisenhaufen völlig ähnlich waren, und unübersehbare Landflächen einnahmen.

Alle diese so verschiedenen Nachrichten, dunkelen Sagen und halbwahren Ideen, verwechselte und vermischte nun das unwissende und rohe Publikum sehr leicht mit einander und durch einander. (1)

Den Monarchen und Fürsten, welche jährlich einen so ansehnlichen Tribut von dieser Goldwäsche erhielten, so wie auch denen, welche die unmittelbare Aufsicht über die Arbeit führten, mußte äußerst daran gelegen seyn, daß benachbarte nomadische Völker, Räuberbanden, vorüberziehende Karavanen, überhaupt alle unberufene Neugierige, von dieser ganzen Gegend abgehalten würden, kurz, die Gemeinschaft mit andern gänzlich abgeschnitten sey. In dieser Absicht waren mehrere Anstalten getroffen.

Ein ansehnliches Heer zu halten, um gegen willkürliche Einschleichung zu sichern, war in dieser so äußerst wüsten Gegend weder thunlich, noch rathsam, noch der Sache angemes-

(1) Rennell in seinem Memoir of a Map of Hindostan. London. 1793. 4to. p XXIX glaubt, daß jene von Nearch und den Alten beschriebene goldgrabende Ameisen wirkliche Ameisen gewesen wären, und zwar die so bekannten weißen Indianischen Ameisen.!!!

gemessen. Man mußte also andere Mittel ergreifen, und diese waren folgende:

Einem jeden, der nicht unmittelbare und ganz ausdrückliche Erlaubniß dazu erhielt, war bey Lebensstrafe untersagt, diese Gegend nur irgend zu betreten.

Eben so wie es in Brasilien wegen der Diamantgruben eingeführt ist, waren auch hier um diese ganze Gegend die Hauptzugänge mit einzelnen Wachen besetzt.

Gewöhnlich führten diese einige von den bekannten sehr großen Indischen Hunden mit sich, theils um bey Anfällen doch einige Unterstützung und Vertheidigung in Bereitschaft zu haben, theils um bey Versuchen zum nächtlichen Einschleichen, auch frühzeitig durch sie gewarnt zu werden, theils um das Entlaufen der zur Arbeit verdammten Gefangenen und Sklaven zu verhüten.

Um jedoch dieser an sich so schwachen Beschützung, noch mehr Ansehen und allen nur erforderlichen Nachdruck zu geben, benutzte man nicht allein jene dunkele Sage von goldgrabenden und sehr beißigen Thieren, die von selbst schon in Umlauf gekommen war, sondern man ersann überdem noch höchst abentheuerliche und fürchterliche Nachrichten von dieser goldreichen Gegend. Man verbreitete und unterhielt sie mit der größten Vorsicht und Staatsklugheit. Es war um so leichter, diesen fabelhaften Erzählungen einen allgemeinen Glauben zu verschaffen, da überall die Naturgeschichte in diesem Zeitalter noch in ihrer Kindheit war, da

man Indien allgemein für ein Land voller Wunder und übernatürlicher Geschöpfe hielt, da die in dieser Gegend umherziehenden nomadischen Horden und Räuberbanden und Kaufleute, in gleich hohem Grade unwissend und abergläubisch waren, und da ohnehin diese so äußerst wüste, durchaus öde und völlig unbewohnte Gegend nicht leicht von menschlichen Geschöpfen besucht werden konnte.

Die aufgeworfenen unzähligen Sandhügel gab man daher für Arbeiten von großen und äußerst gefährlichen Ameisen aus. Die fremden Gesandten und auswärtigen Kaufleute, denen die Naturgeschichte dieses entfernten Landes, besonders in jenem Zeitalter, völlig unbekannt war, konnte man sehr leicht glauben machen, daß die Felle von jenen Fuchsarten die Felle von eben den Ameisen wären, welche dort die großen Sandhügel aufwürfen.

Zur völligen Beschützung und Sicherheit aber, verpflanzte man auch in diese Gegend noch höchst grausame und unbezwingliche Wunderthiere, nemlich die Greiffen. (1) Und damit

(1) Ich sage ausdrücklich, daß man die Vorstellung von den Greiffen nur aus andern Gegenden hieher verpflanzt habe. Denn, meiner Ueberzeugung nach, ist diese Sage weit älter als die Goldwäschen hier im Betriebe waren. Aus mehreren Gründen vermuthe ich auch, daß diese Fabel in Aegypten, und zwar lange schon vor Moses, in Umlauf gewesen sey. Daß sie in Persien und den hier angrenzenden Ländern entsprungen, auch, wie einige vermuthen,

damit diese um so weniger geläugnet werden könnten, bedurfte es nur eines einzigen Hülfsmittels, welches eben so leicht in der Ausführung, als entscheidend für die Absicht war. Man brauchte nur alle funfzig bis hundert Jahre einmal, einen von den großen Indischen Hunden, der besonders hiezu abgerichtet war, oder wohl gar nur einen von den Wachen selbst, mit den schönfarbigsten Zeugen der dasigen Länder, in die Figur der Greiffen auszukleiden, ihn mit künstlichen Flügeln zu versehen, und so auf Anhöhen zur Wache auszustellen, wo er vorzüglich ins Auge fiel. Dies letzte hätte denn genau den Greif mit einem Menschenkopfe vorgestellt, wie er so schön und vollständig in seiner künstlichen Bekleidung auf den Ruinen von Persepolis abgebildet ist; (1) ersteres aber den Greif mit dem Hunde-

muthen, vom Lämmer-Geyer entnommen wäre, bezweifele ich unter andern auch darum, weil der Lämmer-Geyer bekanntermaßen in dieser Gegend ganz und gar nicht existirt. Eher noch hätte der Gold-Adler einige Veranlassung dazu geben können. In dieser ganzen Gegend gibt es jedoch überall keine sehr große Raubvögel. Der Königs-Geyer von Pondischeri und der große Indische Geyer, welches hier die größten sind, sind nicht größer als unsere Gänse. cf. Sonnerat's Voyages dans les Grandes Indes et en Chine. Tab. CIV. und CV.

(1) Voyages de Chardin en Perse, etc. Amsterd. 1711. Tab. LVII. Voyages de le Bruyn en Perse etc. Amsterd. 1718. fol. T. II. Tab 123.

Niebuhrs Reisebeschreibung. Koppenh. 1778. Th. 2. Tab. XX. Fig. B. S. 126.

Hundekopfe, der sich ebenfalls auf jenen Ruinen noch vollkommen erhalten hat. (1)

Die in einiger Entfernung und auf den benachbarten Gebirgen vorüberziehenden Horden oder Karavanen mußten alsdann um so zuversichtlicher die überall verbreiteten höchst furchtbaren Erzählungen für wahr annehmen, da sie selbst für alle Fabeleyen und abergläubische Sagen höchst empfänglich waren, da sie die großen und unzähligen Ameisenhügel wirklich vor sich sahen, da ein zahlloses Heer von braunen, nicht genau zu unterscheidenden Geschöpfen zwischen diesen Hügeln, gleich den Ameisen, sich fortdauernd bewegte, da Felle von den großen Ameisen vorgezeigt wurden, da hin und wieder einmal ein fürchterlicher Greif auf Anhöhen deutlich Wache hielt, endlich da alles dieses eine durch Jahrhunderte mit möglichster Vorsicht und Staatsklugheit unterhaltene Erscheinung war.

—· Quid non mortalia pectora cogis,

Auri Sacra Fames!

Noch bitte ich, daß man mit diesen Angaben auch den so bekannten Argonauten-Zug vergleichen wolle. Bey den Goldwäschen der Colchier wurden, wie ich vorhin schon nachgewiesen habe, vorzüglich Felle gebraucht, und diese waren dabey unentbehrlich. Daß ein krauses und dichtes

(1) Chardin Tab. LVI.
Le Bruyn Tab. 130.
Niebuhrs R. Tab. XXV. Fig. e. S. 136.

dichtes Fell der Schaafe hiezu weniger tauglich sey, als ein feineres und schlichthaariges Fell, weiß ein jeder, der Goldwäschen gesehen hat. Jason erbeutete ein Fell, welches durch einen edlen Beynahmen von den gewöhnlichen Fellen unterschieden wurde. Bald hieß es das güldene, bald das hellglänzende, bald das purpurfarbige. Die Goldschätze, die er in Colchis raubte, waren durch grausame Wunderthiere bewacht. Wenn, wie es nicht ganz unwahrscheinlich ist, die Griechischen Dichter und Geschichtschreiber manches, was diese Unternehmung betrifft, aus ältern und besonders Syrischen Schriftstellern entlehnt und aufgenommen haben, so ist auch leicht möglich, daß eben dadurch einiger Mißverstand hiebey veranlaßt sey. Denn im Syrischen bedeutet (ܓܙܐ) Gasa nicht allein einen Schatz, sondern zugleich auch ein Fell. (1)

Dieß wäre nun kürzlich dasjenige, was ich mir immer bey jener so berüchtigten Fabel gedacht habe. Ich übernehme es zwar nicht, von allen diesen einzelnen Angaben auch den vollen Beweis zu führen. Indessen glaube ich, daß meine Erklärung von jener abentheuerlichen Sage, wohl eben so vielen Glauben verdiene, als man bisher in der gelehrten Welt so manchen Erklärungen von andern Fabeln der Alten geschenkt hat.

Ueberdem sind noch so viel ähnliche Phönizische und Griechische Kaufmanns-Legenden bekannt, welche die Politik, bey

(1) Bochart Phaleg. Lib. IV. c. 31.

bey der damaligen Unkunde der Naturgeschichte, zu gleichen Zwecken ersann und verbreitete. (1) Diese Wundermärchen wurden sogar in ganzen Büchern aufbewahrt. (2)

So viel ist auch gewiß, daß der Begriff und die Vorstellung von den Greiffen, so wie auch die Meinung, daß die Wesen von höherer Art mit Flügeln begabt wären, schon in den ältesten Zeiten, und bey den ältesten Völkern, den Aegyptiern, den Indiern, den Persern und den Griechen, so weit nur irgend die Geschichte reicht, im Umlaufe gewesen sey. Dies beweisen unzählige Ueberreste aus dem höchsten Alterthume. (3) Es findet sich hier der Greif

(1) cf. Gesneri praelectt. de nauigat. Phoenic. b. 5. Orpheus p. 448. Beckmann ad Antigonum Caryst. p. 87. Idem in Hist. Natural. veterum p. 144.

(2) Gellius in N. A. Lib. IX. cap. 4.

(3) Chardin Voyages en Perse etc. Tab. LVI.

Caylus Recueil d'Antiquités. Tom. I. p. 140. tab. 53. p. 174. tab. 65. Tom. III. p. 84. tab. 22. p. 168. tab. 60.

Mus. Flor. Gemm. Thes. Med. Flor. 1732. T. II. p. 144. Tab. 94. n. 5. 8. 2. 3. 4. 6.

Winckelmann Descr. des pierres gravées du B. de Stosch. p. 559. Nr. 208. 209. 213. 217. 218.

Descript. des Pierres gravées du Duc d'Orleans. Paris. 1780. fol. Tom. I. tab. 86. p. 275.

Gemme antiche di Causeo. Roma. 1700. Tab. 156.

Raspe

Greif unter mancherley Gestalten und Abweichungen, theils genau so, wie ihn Herodotus, Ctesias, Philostratus beschreiben, theils so, daß er dem Sphynx mehr oder weniger ähnlich ist. Unter den Mediceischen Gemmen, wird ein geschnittener Stein aufbewahrt, der wohl gewiß zu den ältesten noch vorhandenen Aegyptischen Gemmen zu rechnen ist. Es ist ein völlig ausgebildeter Greif, auf dessen Rücken Canopus sitzt. (1) Auf der bekannten Tabula Isiaca ist der Greif zweymal genau so abgebildet, wie ihn jene beschreiben, (2) mehrmals aber nur mit Veränderung des Kopfes. (3)

Noch stehen auf eben dieser Tafel zwey menschliche Figuren mit gesenkten Flügeln, welche den Eingang zum Alter-

Raspe Catalogue of Gems cast by Tassie. London 1791. T. II. tab. 3. 4. 5. 10. 11. 13. 20.

Hamilton's Collection of Etruscian etc. Antiquities. Naples 1766. fol. T. I. tab. 80 99. 120. T. II. tab. 56. Contin. ex ed. Tischb. 1795. Vol. II. tab. 9. 24.

Encyclopedie. Art. Griffons.

(1) Museum Flor. Gemmae Thes. Med. Flor. 1731. T. I. p. 110. Tab. 58. n. IX.

Alessandri Maffei Gemme antiche. Roma. 1707. Tom. II. Pl. 15.

(2) Caylus Ant. Tom. VII. p. 34. Nr. 28. und Lit. L.

(3) Ibid. Nr. 11. 35. 37. 50.

Allerheiligsten der Isis mit einem Schwerdte bewachen. Außerdem finden sich auf einigen der ältesten Aegyptischen Kunstwerke, so bedeutende und merkwürdige Vorstellungen, daß sie bey dieser Gelegenheit, und zwar in mehr als einer Rücksicht, billig noch einige Betrachtung verdienen. (1) Es sind nemlich vollkommene menschliche Figuren mit großen vorwärts gebogenen Flügeln, überhaupt den Vorstellungen ganz ähnlich, die man sonst auch vom Cherub findet. Den Stein beym Caylus, (2) mit der Unterschrift: XPOYBIC, halte ich jedoch für späteren und zwar gnostischen Ursprungs, auch für eine Zusammenziehung der Worte Χρυσο-Ιβις. Ob nun die Benennung Cher-ubis einer etwas ähnlichen Ableitung fähig sey, will ich gern andern Sprachforschern zur Entscheidung überlassen.

Könnte ich hoffen, daß ein oder anderer streng-orthodoxer und schrift-gerechter Theologe mich nicht unwiederbringlich verdammen wolle, so mögte ich gern noch die Frage untersuchen, ob die Fabel vom beflügelten Grypho mit dem Adlerskopfe, der einen Schatz oder auch den Zugang zu einem geheiligten Orte verwahrt, überall nicht älter als Moses sey, und ob er nicht aus eben der Quelle entnommen

(1) Caylus Ant. Tom. II. p. 34. tab 9. Nr. II. Niebuhrs Reisebeschr. Coppenh. 1774. Th. 1. Tab. XXXIX. S. 208.

(2) Caylus Ant. Tom. V. tab. 23. Nr. VI. p. 68.

men worden, aus welcher der Begriff und die Vorstellung vom Cherub entsprungen ist. Der Cherub hütete und bewachte ebenfalls einen Schatz und eine heilige Stäte, er war auch ein Unthier, sogar wie der Greif beflügelt, und hatte den Kopf bald von diesem, bald von jenem Thiere, auch den vom Adler u. s. w. (1)

Meiner Ueberzeugung nach, wäre es nicht so ganz unmöglich, von allen diesen Wunderthieren eine vollständige Geschlechtstafel nach Buffons Methode anzufertigen, und sowohl diplomatisch als auch pragmatisch nachzuweisen, daß sie alle, ohne Ausnahme, nur von einem einzigen gemeinschaftlichen Stammvater entsprungen sind.

Die nächste Veranlassung zu solchen Vorstellungen und Thiererfindungen, liegt wohl unstreitig in dem natürlichen Ideengange aller noch uncultivirten Völker. Sobald der Begriff

(1) cf. Michaelis Diss. de Cherubis equis tonantibus Hebraeor. Desselb. Mosaisches Recht. Th. 4. S. 191.

Spencer de Legib. Hebraeor. ritualib. Lips. 1705. p. 1123.

Simonis Lex. hebraic. vbi voce כרוב (Cherub.) — vnde et graec. γριφος aenigma, et γρυψ gryphus, animal fictum ex forma leonis atque aquilae compositum.

Der Jüdische Geschichtschreiber Josephus in Archaeol. Lib. III. c. 6. nennt sie ζωα πετεινα, animantia volucria nulli eorum, quae ab hominibus visa sunt, similia.

Im Dictionn. de Moreri ist der Art. Cherubins, von Simon ausgearbeitet, und verdient ebenfalls nachgesehen zu werden.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Begriff von Gottheit, Religion, höheren Wesen, nur irgend bey ihnen rege wurde, verbanden sie damit auch noch die Vorstellung von andern Wesen, welche der Gottheit zwar untergeordnet, dagegen über die Menschen erhaben wären. Diesen wurden nun solche Eigenschaften beygelegt, welche den so verschiedenen Bestimmungen dieser ausgezeichneten Wesen angemessen waren. Z. B. ganz außerordentliche Stärke, Geschwindigkeit, Wachsamkeit, Weisheit, Klugheit, Geheime - Kenntnisse, List, Grausamkeit. ꝛc. ꝛc. Um den Begriff von solch einem Wunderthiere nur einigermaßen zu versinnlichen, war es das leichteste und dem damaligen Zeitalter angemessenste Mittel, daß man aus dem gesamten Thierreiche diejenigen Geschöpfe auswählte, welche die Eigenschaften am vorzüglichsten besitzen, die man jenen Wunderthieren beylegte. Und so deutete z. B. der Mannskopf die Weisheit an, der Weiberkopf die Klugheit, die Schlange die List, der Löwe die Stärke, der Adler die Geschwindigkeit und Sendung aus den Regionen des Himmels, der Hund die Treue und Wachsamkeit, der Tieger die Grausamkeit. ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Nach Anleitung der so verschiedenen Vorstellungen von solchen Wunderthieren, und nach Maasgabe von jenen Deutungen, wurden einzelne Theile der Thiere gewählt, und daraus ein Ganzes zusammengesetzt. Hieraus entstanden denn — nach Verschiedenheit der Zeitalter, der Climate, der Länder, die eben so verschiedenen Arten

Bayerische Staatsbibliothek München

und Abarten der Wunderthiere. Nemlich vom Cherub an, als den gemeinschaftlichen Stammvater, die Greiffe, die Sphynxe, der Baal=ze=Bub, der Hyppogryph, die Chimaera, die Drachen, der Satan, der Lindwurm, der Berg=Kobold u. s. w. Sie waren alle höchst furchtbar und gefährlich für die Menschen, die sich ihnen näherten; sie bewohnten besonders heilige oder doch höchst einsame Orte, deren freyer Zutritt den Menschen verboten war; sie verwahrten große Schätze, zu deren Besitze die Menschen nicht anders gelangen konnten, als daß sie diese Wunderthiere überwanden, oder sich ihrem Dienste gänzlich widmeten, u. w. d. m. Aufs ungewisse wagt sich jedoch unser einer an so etwas nicht.

Natura manifestum prodit argumentum, quod aurum et laboriose comparetur et difficulter afferuetur, et studium vbique maximum requirat, vsum denique in medio voluptatis et aegritudinis positum habeat.

Diodorus.

18
4
12

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Veltheim, August Ferdinand <<von>>,

Sammlung einiger Aufsätze historischen, antiquarischen, mineralogischen
und ähnlichen Inhalts

Bd.: Zweyter Theil

Helmstedt 1800

Var. 682 r-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10136170-1
VD18 90659759